

Die Geschichte der *Interkulturellen Woche* in Deutschland

Eine Kontaktgeschichte der Integration

Abstract: The History of the Intercultural Week in Germany. A Contact History of Integration. This article argues that, owing to its increasingly politicized conceptual nature, there is currently a risk that the actual work of integration and its history of sociability are no longer recognized or considered as the basis of self-perception. One indication of this is the particular pressure under which intercultural situations are placed today. An example of this is the emotional response to the question: 'Where are you from originally?'. Well-known authors such as Mithu Sanyal consider this question to be discriminatory because it reveals a racist mindset: namely, that people with a history of immigration are not seen as belonging to German society. In the 1980s, however, this question had the opposite meaning as a conversation starter. One reason for this change is that stereotypes and prejudices are now clearly seen as signs of structural racism and are addressed as such. Nevertheless, stereotypes and attributions have never been the sole basis for talking about others, positioning oneself in relation to them, or, in the worst case, devaluing them. In the history of migration, they have also served as occasions and topics for discussion and rapprochement on a social and individual level. The *Intercultural Week*, for example, is a low-threshold event reflecting such a history of contact as one of sociability between long-established immigrants and their descendants. From the 1970s to the present day, it shows a history of integration that has not yet been adequately represented in discourse or politics.

Keywords: interculturality, sociability, encounter, history of migration, stereotypes

DOI: <https://doi.org/10.25365/oezg-2025-36-3-4>



Accepted for publication after external peer review (double blind)

Özkan Ezli, Institut für Soziologie, Universität Münster, Scharnhorststraße 121, 48151 Münster, Deutschland; oeezli@uni-muenster.de

1. Einleitung oder „Björn Höcke organisiert keine *Interkulturelle Woche*“

Es habe sie sehr betroffen gemacht, zu lesen, mit wie vielen Vorurteilen sie auf andere blicke, konstatierte eine deutsche Gemeinderätin der Stadt Konstanz, die seit vielen Jahren auf kommunaler Ebene ehrenamtlich im Bereich Integration und Migration aktiv war, 2022 in der Herbstsitzung des Internationalen Forums.¹ Das sei ihr alles nicht so bewusst gewesen. Sie hatte wie die anderen 26 Mitglieder des Forums zur Vorbereitung der Sitzung eine Studie gelesen, wie die Stadt mit Konzepten und Begriffen wie Diversität, Interkulturalität und Antirassismus besonders im Format der *Interkulturellen Woche* (IKW) umgehe.² Darin wird der Stadt zwar attestiert, dass sie um die Realisierung von Diversität, Interkulturalität und Antirassismus bemüht sei. Doch überwiegen in dieser Studie zur langjährigen Integrationsarbeit die geäußerten Bedenken bei weitem das festgehaltene Positive. So heißt es beispielsweise an einer Stelle, dass mit der Betitelung eines Tanzauftritts im Rahmen der IKW 2021 mit *Arabic Dance. Von der Tradition zur Moderne* rassistische Stereotype reproduziert worden wären, die zu „rassistischen und diskriminierenden Momenten“ hätten führen können. Die „Kategorie ‚Araber*innen‘“ gebe es nicht, so die Studienautorin, der Begriff homogenisiere in seiner Verwendung eine vielfältige Bevölkerung und spiegelt ein kolonialistisches Narrativ.³

1 Das Internationale Forum ist ein Gremium, das dem städtischen Gemeinderat in Fragen der Integration und Migration in beratender Funktion zur Seite steht. Ich nahm als beratendes Mitglied an dieser und an weiteren Sitzungen des Forums in Konstanz teil.

2 Judith Beyer/Frank Oberzaucher, Forschungsergebnisse von Studierenden der Fachgruppe Soziologie und Ethnologie an der Universität Konstanz im Zusammenhang mit dem Projekt „Entwicklung Konzept Konstanz Internationale Stadt“ der Stadt Konstanz, Bericht, Konstanz 2022, https://www.konstanz.de/site/Konstanz-Microsites/get/params_E1579331073_Dattachment/487947/Gesamtbegleitdokumente%20Konzept%20Konstanz%20Int.%20Stadt.pdf (24.7.2024). Die Grundlagen der Studie sind Beobachtungen und Interviews, die die Projektgruppe während der *Interkulturellen Woche* (IKW) 2021 in Konstanz und bei einzelnen kulturellen Vereinen und Initiativen führte. Die IKW wird in Konstanz seit knapp 40 Jahren organisiert und ausgerichtet. Sie wurde – damals noch unter dem Namen „Tag des ausländischen Mitbürgers“ – von der Deutschen Bischofskonferenz, der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Griechisch-Orthodoxen Metropole initiiert. Seit 1975 findet sie Ende September/Anfang Oktober statt und feierte somit 2025 ihr 50-jähriges Jubiläum. Neben den Religionsgemeinschaften wird sie heute von Wohlfahrtsverbänden, Gewerkschaften, Kommunen, Integrationsbeauftragten, Migrationsvereinen usw. getragen; vorbereitet wird sie bundesweit vom Ökumenischen Vorbereitungsausschuss (ÖVA). Siehe <https://www.interkulturellewoche.de/>.

3 Esra Öndüç, Die Verwendung und praktische Umsetzung der Konzepte ‚Diversität‘, ‚Interkulturalität‘ und ‚Anti-Rassismus‘ in der Stabsstelle Konstanz International (Bachelorarbeit 2020–2022), in: Beyer/Oberzaucher, Forschungsergebnisse, 2022, 16–23, 19. Die von Beyer/Oberzaucher vorgelegte Studie beinhaltet u. a. die Zusammenfassung von fünf studentischen Abschlussarbeiten. Interessanterweise wurde in der Sitzung des Forums nicht darauf hingewiesen, dass es sich bei der Kritik an „Arabic Dance“ um eine BA-Arbeit unter Betreuung von Judith Beyer handelte. Die Studie wurde als Kooperationsstudie zwischen Stadt und Universität vorgestellt. Es wurde in der Sitzung nicht thematisiert, dass es sich um die Qualifikationsarbeit handelte, die womöglich einen geringen Reprä-

Als in der Herbstsitzung des Internationalen Forums ein weiteres deutsches Mitglied diesen „unbewusst“ arbeitenden, Rassismus fördernden Mechanismus auch bei sich entdeckte, erwiderte – verärgert über die Diskussion – ein Mitglied mit Migrationshintergrund, dass nicht alle Stereotype und Vorurteile Rassismus oder Diskriminierung förderten und auch nicht jede Zuschreibung rassistisch sei. Denn jemand wie der rechtsextreme AfD-Politiker Björn Höcke organisiere und veranstalte ohnehin keine *Interkulturelle Woche*, schloss das Mitglied seinen Kommentar. Abschließend äußerte auch der aus Togo stammende Integrationsbeauftragte der Stadt sein Unbehagen gegenüber der Studie.

Die Breite und Widersprüchlichkeit der angesprochenen Affekte zwischen Betroffenheit, Ärger und Unbehagen, welche die Studienergebnisse in der Sitzung ausgelöst hatten, war deren wahrscheinlich nicht intendierter Botschaft geschuldet: dass sich nämlich langjährige Bemühungen, gute Absichten und tatsächlich positive Praktiken im kommunalen Feld der Integration ins Gegenteil, in Rassismus und Diskriminierung, verkehren können, wenn eine ‚falsche‘ Sprache und Stereotype verwendet würden. Zugespitzt müsste man daraus schlussfolgern, Sprache sei alles und das, was getan werde – im Fall von *Arabic Dance* tanzen, klatschen, sich freuen –, sei nichts. Nun ist allgemein die Entkopplung von Begriffen, von Praxis und Historie, von Bezeichnendem und Bezeichnetem, deren Entkonkretisierung und Entkontextualisierung problematisch, da so nicht zuletzt der prozessuale Charakter sozialer wie auch kultureller Entitäten und Entwicklungen suspendiert wird. Und tatsächlich steht dieser prozessuale Charakter im Zentrum der Migrationsforschung der vergangenen zehn Jahre, wie die Kulturwissenschaftlerin und Historikerin Maren Möhring in ihrem instruktiven Aufsatz *Jenseits des Integrationsparadigmas? Aktuelle Konzepte und Ansätze in der Migrationsforschung* zeigt.⁴ Die drei von ihr skizzierten Pfade sind erstens, Migration nicht einfach als gegebene Entität zu begreifen, sondern als eine „historisch variable Form von Mobilität“, zweitens, die Migrant*innen in ihrer *agency* als „gesellschaftsverändernde Kraft ernst zu nehmen“ (Autonomie der Migration) und drittens, die Wirkungsgeschichte der Begriffe der Migrationsdebatten „eingehender zu problematisieren und [zu] historisieren“.⁵ Zuletzt hat Kijan Espahangizi in seiner Arbeit *Der Migration-Integration-Komplex* am Fallbeispiel der Schweiz dargelegt, wie dort von den 1960er-Jahren bis in die 2000er-Jahre die sozialwissenschaftlichen Fachbegriffe Migration und Integration von wissenschaftlichen

sentationsgrad aufweisen könnte. Dies zeigt nochmals eindrücklich, welche herausragende Rolle Affektlagen und Affizierungen im Kontext von Migration/Integration auch im kommunalen Bereich einnehmen.

4 Maren Möhring, *Jenseits des Integrationsparadigmas? Aktuelle Konzepte und Ansätze in der Migrationsforschung*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 58 (2018), 305–330.

5 Ebd., 306.

zu öffentlichen, gesamtgesellschaftlichen Begriffen – zum „Migration-Integration-Komplex“ – avancierten.⁶

Was an Transformation und historischer Varianz für das Verhältnis zwischen Forschung und Politik gilt, zwischen Begriffen, Semantiken und ihrem Gebrauch, ist ebenso für die Geschichte der IKW zu veranschlagen, zumindest was das Verhältnis der Bewerbung und Beschreibung der kulturellen Formate zu Migrationsdebatten betrifft – und im Fall der IKW mit einer besonderen Spezifität der Verschränkung von Begriffen und sozialer Praxis. Denn ihr Sinn und Zweck liegt bis heute darin, dass Menschen mit unterschiedlichen Prägungen und Herkunftsn zusammenkommen, einander begegnen und miteinander sprechen.⁷ Sie sei ein Ort, so Friederike Ekol, die ehemalige Geschäftsführerin des Ökumenischen Vorbereitungsausschusses (ÖVA), in einem Interview 2020, an dem das mögliche Zusammenleben einer vielfältigen Stadt praktisch sichtbar werden solle. Und nicht zuletzt, ergänzte Ekol, solle sie einfach „Freude“ bereiten und „Spaß“ machen.⁸ Allein diese Grundlagen des kulturellen Formats verlangen, dass das Verhältnis von Sprache und Praxis hier anders begriffen werden muss. In der folgenden Historisierung der IKW, die auf einer 2021 veröffentlichten Studie im Auftrag des Sachverständigenrats für Integration und Migration⁹ aufbaut, geht es auch darum, aufzuzeigen, wie alteingesessene und eingewanderte Menschen zum Verständnis ihrer jeweiligen Situationen, Begegnungen und Interaktionen gekommen sind und wie sich diese Strukturen durch die Begegnung verändert haben.

Um den Rahmen für dieses Feld der Begegnung historisch sowie sozialwissenschaftlich qualitativ zu erschließen, führte ich im Juni/Juli 2020 Expert*innen- und narrative biografische Interviews mit ehemaligen und aktuellen Integrationsbeauftragten der Städte Gera und Jena (beide Thüringen), Konstanz (Baden-Württemberg) sowie Offenbach am Main (Hessen). Im selben Zeitraum erfolgten Aufenthalte in den jeweiligen Stadtarchiven, um das dokumentierte Material zur IKW in den genannten Städten zu erheben. Des Weiteren interviewte ich Vereinsangehörige

6 Kijan Espahangizi, Der Migration-Integration-Komplex. Wissenschaft und Politik in einem (Nicht-) Einwanderungsland, 1960–2010, Konstanz 2022.

7 Der Ökumenische Vorbereitungsausschuss (ÖVA) begleitet die IKW bundesweit seit 1975, richtet die alljährlich stattfindende bundesweite Eröffnungsveranstaltung aus, ist für die Jahreslosungen zuständig, stellt Plakat- und Flyer-Motive den veranstaltenden Städten und Kommunen zur Verfügung und berät Letztere bei Bedarf.

8 Interview mit Friederike Ekol, Geschäftsführerin des ÖVA, geführt am 10.7.2020 durch Özkan Ezli (Aufbewahrungsort dieser und der weiteren Interview-Audiodateien Privatchiv Özkan Ezli).

9 Özkan Ezli, Politik der Geselligkeit. Gegenwart und Geschichte der „Interkulturellen Woche“. Eine vergleichende kulturwissenschaftliche Untersuchung zu den Mittel- und Großstädten Gera, Jena, Konstanz und Offenbach. Expertise im Auftrag des Sachverständigenrats für Integration und Migration für das SVR-Jahresgutachten 2021, Berlin 2021, https://www.svr-migration.de/wp-content/uploads/2023/01/Ezli_Expertise-IKW_fuer-SVR-Jahresgutachten-2021-8.pdf (13.7.2025).

in den Städten, die regelmäßig mit Veranstaltungen an der IKW von den 1980er-Jahren bis heute teilnehmen. Die Wahl fiel aus drei Gründen auf die Städte Gera, Jena, Konstanz und Offenbach: Erstens entsprechen die Bevölkerungszahlen der ausgewählten Städte in etwa dem Durchschnitt der deutschen Stadt, die eine IKW ausrichtet. Zweitens ist ein Vergleich zwischen west- und ostdeutschen Städten kulturgeschichtlich von besonderem Interesse, da es das Format in den neuen Bundesländern erst seit der Deutschen Einheit gibt. Und drittens sind die ausgewählten Städte auch aus einer vergleichenden sozialstrukturellen Perspektive interessant, nachdem es sich bei Jena und Konstanz um Universitätsstädte und bei Offenbach und Gera um klassische Arbeiterstädte handelt. Somit bewegt sich der vorliegende Aufsatz, was seine Datengrundlage betrifft, methodisch zwischen einem qualitativ-sozialwissenschaftlichen und einem historischen Ansatz. Im Mittelpunkt steht die Aufarbeitung der Geschichte der IKW mithilfe von Archivquellen – vornehmlich Zeitungstexte, Programme, Fotografien und Berichte zur IKW – und qualitativen Interviews. Ziel ist es, durch die Dokumentation/Beschreibung der Geschichte der IKW deren Spezifität und deren kommunale wie gesellschaftliche Funktion sichtbar und fassbar zu machen.

Ich schildere diese Geschichte in Umrissen vom Beginn der IKW Mitte der 1970er bis heute und fokussiere dabei auf die Verwendungsweisen zentraler Begriffe. Zugleich werde ich betonen, welche selbst erworbene große Erfahrung des Austauschs und des Kontakts die oben zitierte Gemeinderätin ungewollt für nichtig erklärte, indem sie durch die Studie begriff, wie rassistisch sie als weiße Deutsche auf die Welt blicke. Dass dies zumindest auf der Ebene der Praxis, der sozialen Handlungen, nicht der Fall sein kann, möchte mein Beitrag ebenfalls zeigen. An der Geschichte der IKW entfaltet sich anhand ihrer Begriffe und Praktiken vielmehr eine Geschichte der Soziabilität. Ein darüber hinausreichendes Ziel ist zudem, den aktuellen Dynamiken der Entkonkretisierung und der Entkontextualisierung entgegenzuwirken – nicht nur innerhalb der Wissenschaft, sondern auch bezüglich der Lebenswelten, Lebensgeschichten und Erfahrungen langjähriger Akteur*innen in der Integrationsarbeit. Denn die Quelle jeglicher Soziabilität im positiven Sinne ist, dass in jedem Kontakt, in jeder Begegnung „mehr als das“ steckt, was subjektiv erfahren wird. Es besteht das Gefühl, in einen „größeren Kontext eingebettet zu sein“.¹⁰ Ungeachtet ihrer Niederschwelligkeit steht die IKW für solch einen Kontext in der Geschichte der Migration in der Bundesrepublik Deutschland. Doch bevor ich auf die Geschichte der IKW eingehe, möchte ich definieren, was Soziabilität meint.

10 Brian Massumi, *Ontomacht. Kunst, Affekt und das Ereignis des Politischen*, Berlin 2010, 30.

2. Soziabilität als Modus der *Interkulturellen Woche*

Um einen Eindruck zu vermitteln, wie sich soziales Verhalten in Interaktionen zeigt, greife ich zwei Beispiele aus dem Feld heraus. In allen mehr als 500 Städten, die in Deutschland jedes Jahr im Herbst die IKW mit 5.000 Veranstaltungen durch 4.000 Veranstalter*innen ausrichten, werden ein halbes Jahr zuvor Kulturvereine und mögliche Veranstalter*innen zu einem moderierenden Treffen eingeladen.¹¹ Dort wird im Plenum eruiert, was die Vereine, Veranstalter*innen und städtischen Behörden – diese reichen von Migrant*innen- und Kleingartenvereinen (besonders in Offenbach aktiv), vom Schachclub (besonders in Gera aktiv) über religiöse Einrichtungen bis zur Polizei – beitragen und organisieren wollen und können. Die Integrationsbeauftragten, die diese Treffen koordinieren, nehmen die Ideen und Vorschläge auf und sprechen mitunter Empfehlungen aus. Jedoch sei es nie vorgekommen, erinnerte sich die ehemalige Konstanzer Integrationsbeauftragte Elke Cybulla, die zwischen 2004 und 2018 die IKW ihrer Stadt organisierte, dass sie sich einem Vereinsvorschlag widersetzt habe, auch wenn manche Vorschläge aus ihrer Perspektive zu folkloristisch oder kulturalistisch waren. So empfahl sie einem Konstanzer Türkischlehrer bei einem dieser Treffen, dass er auf der kommenden IKW doch einmal etwas zur modernen türkischen Literatur, zur modernen Türkei machen könnte. Der Lehrer blieb aber dabei, einen türkischen Volkstanz mit seinen Schüler*innen aufführen zu wollen. Mit dem Fokus auf das eigentliche Ziel der IKW, nämlich das Zusammenkommen und die Begegnung, resümierte Cybulla: „Wieso soll ich etwas ablehnen – intellektuell –, wenn es erwünscht ist? Wenn der Türkischlehrer seine Schüler da tanzen lassen will, Schwarzmeertänze, Izmirtänze [...] ja, wieso soll dann ich, die Deutsche, sagen, das ist Kulturalisierung, das machen wir nicht [...]. Das wäre ja absurd.“¹²

Als ich den Integrationsbeauftragten Luigi Masala, der seit Ende der 1990er-Jahre in Offenbach alljährlich eine außerordentlich erfolgreiche IKW mit Besucherzahlen zwischen 5.000 und 8.000 organisiert, eine der größten bundesweit, nach Stereotypen auf der IKW fragte, gab er folgende Antwort:

11 Interview mit Friederike Ekol am 10.7.2020. 2010 wurde die IKW an über 300 Orten in ganz Deutschland mit rund 3.500 Veranstaltungen durchgeführt. Siehe hierzu Friederike Ekol, Zusammenhalten – Zukunft gewinnen. Die Interkulturelle Woche 2010, in: Newsletter Wegweiser Bürgergesellschaft 18 (2010), 17.9.2010, https://www.buergergesellschaft.de/fileadmin/pdf/gastbeitrag_ekol_100917.pdf (26.7.2024).

12 Interview mit den ehemaligen Konstanzer Ausländer- und Integrationsbeauftragten Neriman Walter (1982–1996), Zekine Özdemir (1997–2003) und Elke Cybulla (2004–2020), geführt am 29.6.2020 durch Özkan Ezli.

„Wie ich mal etwas produziert habe oder einen Gedanken gefasst habe, der kann in einem Jahr auch wieder ein anderer sein, weil er so stark von anderen Ideen wieder beeinflusst worden ist, von anderen Überzeugungen, auch von gesellschaftlicher Übereinkunft. Und deswegen sind Stereotypisierungen natürlich auch immer eine Gefahr, die man immer wieder mal reflektieren muss, aber letztendlich ist das im Fluss befindlich, worauf man sich immer wieder neu einstellen muss: Das ist die kulturelle Leistung einer Gesellschaft.“¹³

Alle Verantwortlichen der IKW von 1975 bis heute, die ich 2020 in Offenbach, Konstanz, Gera und Jena interviewte, sind sich der Stereotype sehr bewusst. Für sie sind diese aber nicht das Problem. Die Frage ist vielmehr, wie man mit ihnen umgeht, ob man sie durch Kontakt und Austausch in Verhandlung, in Wandel und Transformation bringt oder ob man sie unausgesprochen dekontextualisiert wuchern lässt. Kultur ist hier das Ergebnis von Aushandlungsprozessen.¹⁴ In diesem Sinne ist die Geschichte der IKW, auch wenn sich ihre Leitidee des Kontakts und der Begegnung nie verändert hat, eine Geschichte der Transformation, die sich am veränderten praxisbezogenen Gebrauch von verschiedenen Begriffen ablesen lässt. Diese Transformation wird sichtbar, wenn man präziser das Beziehungsgeflecht zwischen Sprache, Praxis und gesellschaftspolitischen Debatten in Augenschein nimmt. Dadurch wird auch eine Geschichte der Praxis der Integration in der Bundesrepublik sichtbar, die dem politisch verbreiteten Narrativ, dass die Bundesrepublik erst seit den 2000er-Jahren ein Einwanderungsland sei, widerspricht. Symbol- und diskurspolitisch – sozusagen auf einer ausschließlich sprachlichen Ebene – mag dies stimmen, doch nicht auf der praktischen, auf der Ebene der Begegnung und des Kontakts. Aus solch einer Perspektive der niederschweligen Verhandlung von Migration, Kultur und ihren Folgen zeigt sich die Geschichte der IKW im Kern auch als eine informell-politische Geschichte. Die IKW ist gesellig und politisch zugleich. Sie stellt in diesem Zusammenhang eine kulturelle und integrative Leistung dar.

Theoretisch lässt sich dies mit Georg Simmels Ausführungen zur Geselligkeit als einer konkreten Form von Soziabilität verstehen. Die Geselligkeit lässt eine „ideale soziologische Welt“ entstehen, „denn in ihr ist die Freude [...] des Einzelnen durchaus daran gebunden, dass auch die anderen froh sind, hier kann prinzipiell niemand auf Kosten ganz entgegengesetzter Empfindungen des Anderen seine Befriedigung finden“.¹⁵ Der Zweck der Soziabilität liegt in ihrem Selbstzweck, dem „Unter-

13 Interview mit Luigi Masala und dem Pastoralreferenten Joaquin Nunes, geführt am 9.7.2020 durch Özkan Ezli.

14 Andreas Wimmer, *Kultur als Prozess. Zur Dynamik des Aushandelns von Bedeutungen*, Wiesbaden 2005.

15 Georg Simmel, *Die Geselligkeit* [1917], in: ders., *Grundfragen der Soziologie. Individuum und Gesellschaft*, Berlin 2019, 50–70, 59.

haltungswert des interaktiven Beisammenseins“, wie der Soziologe Jörg Hüttermann in seinem Beitrag zur *Urbanen Marktgesellschaft* in der Frankfurter Berger Straße schreibt.¹⁶ Tatsächlich wird sowohl in der Geschichte als auch in der Gegenwart der IKW am häufigsten betont, dass der Sinn und Zweck aller Bemühungen darin lägen, einander zu begegnen und ins Gespräch zu kommen. Der Soziologe Andreas Langenohl sieht mit Simmel die Geselligkeit als einen Modus der Assoziation, der seine formalen Strukturen der Assoziation im Allgemeinen aufdeckt, nämlich den der Reziprozität.¹⁷ Dementsprechend lautet das Prinzip der Geselligkeit: „Jeder soll dem andern dasjenige Maximum an geselligen Werten (von Freude, Entlastung, Lebendigkeit) *gewähren*, das mit dem Maximum der von ihm selbst *empfangenen* Werte vereinbar ist.“¹⁸ Damit aber dieses Verhältnis seine Form wahren kann, darf weder ein*e Beteiligte*r in übertriebenem Maße seine individuellen Interessen oder Problemlagen thematisieren, noch darf der Inhalt oder das Thema des Gesprächs oder des Zusammenkommens zum ausschließlichen Zweck avancieren.¹⁹

Theoretisch und wissenschaftsgeschichtlich schlagen neuere Schriften zum Konvivialismus – der Kunst des Zusammenlebens – in dieselbe Kerbe: prominent etwa *Das konvivialistische Manifest. Für eine neue Kunst des Zusammenlebens* und *Das zweite konvivialistische Manifest. Für eine post-neoliberale Welt*.²⁰ Wie Georg Simmel begreifen die Konvivialisten die Grundlage der Kunst des Zusammenlebens als eine „freiwillige Assoziation“, die in ihren Worten den „Primat des [...] eigennutzenorientierten Denkens und Handelns und die Verabsolutierung des Glaubens an die seligmachende Wirkung wirtschaftlichen Wachstums“ brechen.²¹ Mit Referenz auf die Arbeiten von Alain Caillé ist eine „freiwillige Assoziation“ davon gekennzeichnet, „dass zwei oder mehr Personen ihre materiellen Ressourcen, ihr Wissen und ihre Aktivität für einen Zweck poolen, der nicht primär in der Profiterzielung liegt“.²² Im ersten wie im zweiten Manifest ist der Bezug zu Vorstellungen wie „Werte der Demokratie“ stark, zur Praxis – auch wenn sie fortlaufend angerufen wird – jedoch

16 Jörg Hüttermann, *Urbane Marktgesellschaft. Eine Figuration im Modus des Vorübergehens*, in: ders., *Figurationsprozesse der Einwanderungsgesellschaft. Zum Wandel der Beziehungen zwischen Alteingesessenen und Migranten in deutschen Städten*, Bielefeld 2018, 218–245, 218.

17 Andreas Langenohl, *Trans-local Friendships. The Microstructures of Twinning Sociability*, in: ders., *Town Twinning. Transnational Connections and Trans-local Citizenship Practices in Europe*, Basingstoke 2015, 108–133, 109.

18 Simmel, *Geselligkeit*, 2019, 58 (Hervorhebung im Orig.).

19 Hüttermann, *Urbane Marktgesellschaft*, 2018, 219; Langenohl, *Trans-local Friendships*, 2015, 110.

20 Claude Alphanéry u. a., *Das konvivialistische Manifest. Für eine neue Kunst des Zusammenlebens*, Bielefeld 2014 (franz. Orig. 2013); N. N., *Das zweite konvivialistische Manifest. Für eine post-neoliberale Welt*, Bielefeld 2020 (franz. Orig. 2020).

21 Alphanéry u. a., *Das konvivialistische Manifest*, 2014, 9.

22 Ebd., 23; siehe auch Alain Caillé, *Das Paradigma der Gabe. Eine sozialtheoretische Ausweitung*, Bielefeld 2022.

wenig konkret. Wie die Konkretisierung demokratischer Werte geleistet werden soll, wird in den Manifesten nicht thematisiert.²³ Letztlich ist ohne soziale Formen und Werkzeuge eine Konkretisierung von Konvivialität gegen das materielle Kalkül als „eine grundsätzliche Transformation der Gesellschaft“ kaum zu leisten.²⁴ Dabei sind die beiden Hauptreferenzquellen des Konvivialismus äußerst konkret gegenstands-, mittel- und situationsbezogen: In Marcel Mauss' bekannter Theorie zur Gabe von 1925 steht das Gegebene noch vor der*dem Gebenden und Nehmenden im Zentrum. In Ivan Illichs Text *Selbstbegrenzung. Eine politische Kritik der Technik* von 1975 ist die „konviviale Erneuerung“²⁵ eine Frage der Werkzeuge, der Mittel, der Technik. Während bei Mauss die nicht anerkannte oder nicht erwiderte Gabe Unheil auslösen kann,²⁶ obsiegen nach Illich industrielle und weitere kapitalistische Tauschverhältnisse, sofern gesellschaftliche Werkzeuge wie Lehrpläne, Gesetze, Kommunikationsmedien oder Straßennetze nicht mehr als Mittel, sondern als Zwecke verhandelt werden. „Wenn man abstrakte, nicht erreichbare Ziele setzt, dann werden die Mittel, mit denen sie erreicht werden sollen, zum Zweck.“²⁷ Die Folge ist, dass die Mittel einen beherrschen und nicht umgekehrt. Nach Illich hängen dagegen die Möglichkeiten eines jeden Menschen, Veränderungen zu initiieren, davon ab, wie weit er in seinem Umfeld Einfluss auf materielle, psychische und soziale Energien hat.²⁸ Nur durch Mittel und Werkzeuge besteht Illich zufolge eine Beziehung zwischen dem*der Einzelnen und der Gesellschaft.²⁹ Rein institutionelle Definitionen von Werten machen es dagegen unmöglich, „die Tiefenstruktur gesellschaftlicher Mittel auszumachen“.³⁰

Die Annahme, dass die Verwendung von Stereotypen und Zuschreibungen im Rahmen der IKW allgemein Rassismus fördere, impliziert solch einen institutionellen Charakter, der der Alltagspraxis, dem Gegebenen, dem Verhältnis von Begriff-

23 Dies zeigt sich bereits in der Anlage des ersten Manifests, wo sich im fünften Kapitel mit dem vielversprechenden Untertitel „Und konkreter?“ folgende Anweisung findet: „Eine universalisierbare konviviale Gesellschaft aufzubauen, die das Ziel verfolgt, allen einen hinreichenden Wohlstand zu sichern, ohne ihn von einem unmöglich und gefährlich gewordenen stetigen starken Wachstum zu erwarten, und deshalb alle Formen von Schrankenlosigkeit und Maßlosigkeit zu bekämpfen, ist eine beträchtliche Herausforderung. Und die Aufgabe ist mühsam und riskant. Es soll nicht verschwiegen werden, dass man, um erfolgreich zu sein, gewaltigen und furchterregenden Mächten entgegenzutreten muss, Mächten sowohl finanzieller, materieller, technischer, wissenschaftlicher oder intellektueller als auch militärischer oder krimineller Art.“ Alphandéry u. a., Das konvivialistische Manifest, 2014, 71.

24 N. N., Das zweite konvivialistische Manifest, 2020, 130.

25 Ivan Illich, *Selbstbegrenzung. Eine politische Kritik der Technik*, München 1996 (Orig. 1975), 27.

26 Marcel Mauss, *Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften*, Frankfurt am Main 2019 (franz. Orig. 1925), 35 f.

27 Illich, *Selbstbegrenzung*, 1996, 67.

28 Ebd., 70.

29 Ebd., 41.

30 Ebd., 40.

fen und Praxis, von Dingen, Gaben und Situationen, von Mittel und Zweck nicht gerecht wird. Beispielsweise wird die Frage nach der Herkunft einer Person mittlerweile als Rassismus interpretiert, wobei sie im Verhältnis von Sprache (Frage) und Praxis (Interesse) als ein klassisches Mittel und Werkzeug sozialer Interaktion zu verstehen ist. Die Interpretation baut hier auf dem Argument auf, dass es bei der Frage, wo jemand oder seine Vorfahren herkommen, nicht um Interesse gehe, sondern der Adressatin*dem Adressaten signalisiert werde, sie*er gehöre nicht hierher. Ergo drücke sich in dieser Frage ein Rassismus aus, der die*den Gefragte*n nicht als Teil der hiesigen Gesellschaft sehen wolle. Identisch argumentieren die Publizistinnen und Autorinnen Ferda Ataman und Mithu Sanyal und nicht zuletzt findet sich diese Argumentation auch in der prominenten Studie *Rassistische Realitäten* des Deutschen Zentrums für Integrations- und Migrationsforschung (DeZIM).³¹ Auf diese Politisierung der sozialen Interaktion hat die Migrationsforscherin Annette Treibel bereits 2015 aufmerksam gemacht.³² Dass die Motivation für die Frage nach dem Herkommen vornehmlich Interesse an der anderen Person sein könnte, was sie sprechakttheoretisch eigentlich ist, wird ausgeblendet. Auch die Gegenfrage, was denn mit der Frage genau gemeint sei, wäre hier Teil einer konkreten Interaktion. Die Politisierung dieser niedrigschwelligen sozialen Interaktion, dass nämlich durch eine solche Frage der strukturelle Rassismus erst sichtbar werde, übersieht ihre mittelbare Kommunikationsfunktion. Diese Annahme verunmöglicht einen notwendigen analytischen Blick, um einen differenzierten Zugang zu den Mitteln sozialer Interaktion zu bekommen, wie sie beispielsweise die Geschichte der IKW bieten kann. Tatsächlich ist der Bezug zur Herkunft die axiomatische Achse der IKW. Um den Strukturen des Zusammenlebens, des Kontakts und der Begegnung nahezukommen, ist es daher entscheidend, herauszuarbeiten, in welchem Verhältnis Begriffe, Praktiken und Situationen, in welchem Verhältnis Mittel und Zweck stehen. Auch Illich konstatiert, dass es im Kern der Konvivialität nicht um Charakterstrukturen oder Absichten gehe, sondern um die Struktur der Werkzeuge und Mittel.³³ Im Zentrum stehen die Tat, das Gegebene, die Annahme und die Erwidern. Auch Mauss macht in seiner Studie zur Gabe klar, dass der Gabentausch nicht einfach antiökonomisch ist. Er hilft vielmehr, zu sehen und zu verstehen, dass gesellschaftliche und kulturelle Verhältnisse nur dann stabil sein können, wenn die Grundlage der ökonomischen

31 DeZIM, *Rassistische Realitäten. Wie setzt sich Deutschland mit Rassismus auseinander?*, Berlin 2022, 41–62.

32 Annette Treibel, *Integriert euch! Plädoyer für ein selbstbewussteres Einwanderungsland*, Frankfurt am Main 2015; Ferda Ataman, *Ich bin von hier. Hört auf zu fragen!*, Frankfurt am Main 2019; Mithu Sanyal, „Zuhause“, in: Fatma Aydemir/Hengameh Yaghoobifarah (Hg.), *Eure Heimat ist unser Albtraum*, Berlin 2024, 101–103, 101.

33 Illich, *Selbstbegrenzung*, 1996, 34.

Verhältnisse das Geben einer Gabe, ihre Anerkennung und Erwidern ist, also letztlich gerahmte soziale Interaktionen und Situationen.³⁴

Dies zeigt auch ein anderer Blick auf den seit Mitte der 1960er verbreiteten Satz, dass man „Arbeitskräfte gerufen“ habe und Menschen gekommen seien, der auf Max Frischs essayistischen Text *Überfremdung 1* von 1965 zurückgeht.³⁵ Der Humanismus des zweiten Teils des Satzes ist ohne den ersten nicht denkbar, und umgekehrt impliziert der erste Teil des Satzes den zweiten. Würde man einen der Satzteile löschen, verlöre die Aussage nicht nur ihre humanistische Kraft, sondern auch ihre historische und ökonomische Verortung und die Richtung, wogegen und wohin sich soziale und psychische Energien zu bewegen haben. Frischs Satz wird bis heute zitiert, weil auch in ihm „mehr als das“ steckt, was subjektiv erfahren wird. Ebenfalls entfaltet Frisch in seinem Text die Spannung zwischen verlangter ausländischer Arbeitskraft eines „kleinen Herrenvolkes“ (der Schweiz) und der humanistischen Herausforderung, die der Kontakt mit Menschen, die anders sprechen, anders aussehen und sich anders verhalten, mit sich bringt. Den ausschließlichen Blick auf die Arbeitskraft und die Ausbeutung für den eigenen Profit nennt Frisch rassistisch. Doch liegen für ihn im Kontakt, in der Interaktion, in dieser Erfahrung der Differenz auch viel Verbindendes und Gemeinsames. Denn alle, Einheimische wie Eingewanderte, sprechen frei von jeglicher politischen Instrumentalisierung von Familie.

„Das ist ihr Ethos, ein christliches Ethos, auch ein sehr mittelmeerländisches. Trennung von der Familie, Sparen für die Familie, Wohnen mit der Familie, die Hoffnung auf ein kleines Haus, nicht in der Fremde, sondern in Sardinien oder in der Romagna oder in Sizilien, davon ist immer wieder die Rede. Manchmal tönt es fast antikisch. Kultur kommt nicht als Bildung, sondern als praktisches Erbe; Humanität nicht als Theorie.“³⁶

Und tatsächlich waren die Ausgangspunkte der ersten IKW – damals *Tag des ausländischen Mitbürgers* (TAM) – zwischen 1975 und 1978 zum einen die Themen Arbeit sowie das soziale Verhältnis zwischen einheimischen Arbeiter*innen und Gastarbeiter*innen, ihre Ähnlichkeit, und zum anderen, dass von den Deutschen, den Alteingesessenen, das gesehen werden sollte, was die Gastarbeiter*innen der BRD seit 1955 als Gabe bereits gegeben hatten, nämlich ihre Arbeitskraft. Ethnologisch gesprochen ist die IKW im Kern ein Anerkennen und auch ein Erwidern dieser Gabe.

34 Mauss, Gabe, 2019, 175–183.

35 Darin heißt es gleich zu Textbeginn: „Ein kleines Herrenvolk sieht sich in Gefahr: man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kommen Menschen“. Max Frisch, *Überfremdung 1* (1965), in: ders., *Schweiz als Heimat? Versuche über 50 Jahre*, Frankfurt am Main 1990, 219–221, 219.

36 Ebd., 221.

3. Der Tag des ausländischen Mitbürgers: mit Folklore Vorurteile abbauen

„Wegen der herrschenden Arbeitsmarktlage“, schrieb der Kreisvorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes Fritz Karg zum ersten TAM in Mannheim 1975, bestehe die Gefahr, dass der „notwendige Beitrag der ausländischen Arbeitnehmer für unsere Wirtschaft“ in Vergessenheit gerate.³⁷ Tatsächlich war die Arbeitslosigkeit in der Bundesrepublik 1975 so hoch wie seit 1959 nicht mehr. War die Arbeitslosenquote während der Erdölkrise und dem Anwerbestopp von Januar 1973 bis Januar 1974 von 1,6 auf 2,7 Prozent gestiegen, verdoppelte sie sich beinahe im Jahr 1975 auf 4,7 Prozent.³⁸ Die ausländischen Arbeitnehmer*innen traf die Rezession ganz besonders, denn doppelt so viele ausländische Arbeitnehmer*innen als deutsche waren arbeitslos.³⁹ Am ersten TAM in der hessischen Kreisstadt Limburg an der Lahn waren sich die Teilnehmer*innen einer Podiumsdiskussion einig, dass die ausländischen Arbeitnehmer*innen nicht als „Konjunkturmasse“ betrachtet werden dürften.⁴⁰ Ein Sprecher des mitveranstaltenden Kulturkomitees für ausländische Mitbürger sah den Hauptgrund für die gesellschaftliche Polarisierung in der „immer stärker werdenden Distanzierung deutscher Arbeiter von ihren ausländischen Kollegen“. ⁴¹ Im Einleitungstext des Programmhefts zum ersten Tag des TAM in Braunschweig heißt es, dass ohne die ausländischen Arbeitnehmer*innen der hohe Lebensstandard in der Bundesrepublik nicht hätte erreicht werden können: „5-Tage-Woche, längerer Urlaub, flexible Altersgrenze, öffentliche Dienstleistungen“. Man könne diese Menschen nicht „nach dem Grundsatz behandeln: ‚Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen.‘“⁴² In Stuttgart lauteten die Titel der Podiumsdiskussionen am TAM *Probleme ärztlicher Versorgung aus-*

37 Fritz Karg, Tag des ausländischen Mitbürgers. DGB-Kreisvorsitzender Karg: Solidarität üben. Ab morgen ein umfangreiches Konzept für Jung und Alt, in: Mannheimer Morgen, 10.10.1975, 6.

38 N. N., Rezessionen in der Bundesrepublik, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 15.5.2003. Hier und im Folgenden ist die Angabe von Seitenzahlen zum Teil nicht möglich, da sie in der herangezogenen Zeitungsausschnittsammlung des Ökumenischen Verbreitungsausschusses fehlen.

39 Wolfgang Prossinger, Tag des ausländischen Mitbürgers am Sonntag. „Von Deutschland erwarten wir nichts mehr“. Tiefe Resignation hat die Gastarbeiter ergriffen, in: Badische Zeitung, 8.10.1975, 8; siehe auch Institut Arbeit und Qualifikation der Universität Duisburg-Essen, Arbeitslose und Arbeitslosenquoten 1975–2024, www.sozialpolitik-aktuell.de/tl_files/sozialpolitik-aktuell/_Politikfelder/Arbeitsmarkt/Datensammlung/PDF-Dateien/abbIV33.pdf (24.7.2024).

40 N. N., Ausländer keine „Konjunkturmasse“. Diskussionen und Gottesdienste zum Tag des ausländischen Mitbürgers, in: Hanauer Anzeiger, 13.10.1975; siehe auch N. N., 120.000 Ausländer sind keine „nützliche Ware“. Mit Gottesdienst und Rahmenveranstaltungen ist gestern in Hamburg der „Tag des ausländischen Mitbürgers“ begangen worden, in: Die Welt, 13.10.1975, 7.

41 Hanauer Anzeiger, 13.10.1975.

42 Archiv Ökumenischer Vorbereitungsausschuss, Frankfurt am Main (ÖKA), Programmheft Tag des ausländischen Mitbürgers 12. Oktober 1975 Braunschweig, 2.

ländischer Arbeitnehmer und Arbeitslos und Ausländer.⁴³ Am TAM in Lübeck waren die Probleme „beim Finden einer für sie erschwinglichen Wohnung“, die Sorge und Angst vor „Verlust des Arbeitsplatzes“, der „Wunsch nach beruflicher Förderung“ oder die Sorge um die Betreuung der eigenen Kinder in der Schule zentral. Henning Henschel, Personalchef des Unternehmens Dräger (1975 beschäftigte das Unternehmen 400 Ausländer*innen), sah bei der Diskussion in Lübeck das Hauptproblem darin, „wie die Ausländer ihre Freizeit in einer für sie so gänzlich anderen Umwelt bewältigen können“, und meinte, dagegen helfe nur Solidarität am Arbeitsplatz und auch im Wohnbereich.⁴⁴ Daher verfolgte die IKW in ihren Anfängen (1975–1978) als TAM das Ziel, Begegnungen und Gespräche zwischen der deutschen Öffentlichkeit und den ausländischen Arbeitnehmer*innen zu ermöglichen. Über Kontakte, Gespräche und gesellige Formate im Rahmen des TAM sollte die entstandene Polarisierung zwischen deutschen und ausländischen Arbeitnehmer*innen aufgebrochen werden.

Zentrale Begriffe dieser ersten IKW waren Isolation, Arbeits- und Wohnverhältnisse, Freizeit, Alltag und Solidarität. Als wichtige Akteur*innen fungierten Organisationen, beispielsweise die größte Einzelgewerkschaft IG Metall, die dezentral organisierte Arbeiterwohlfahrt und die kirchlichen Wohlfahrtsverbände Diakonie und Caritas. Sie stellten ihre Räumlichkeiten für den TAM zur Verfügung. Mittels Folklore sollten Vorurteile abgebaut werden. In der *Rhein-Neckar-Zeitung* heißt es beispielsweise, dass einen Nachmittag lang Griechenland, Jugoslawien, Portugal und die Bundesrepublik in „harmonischer Existenz“ lebten: „Internationale Folklore, Musik und Tanz überwand Sprachbarrieren und Vorurteile; der griechische Gastarbeiter saß neben dem Heidelberger Gemeindevertreter, junge Leute mit langen Haaren neben älteren Damen.“⁴⁵ Tatsächlich ist der Aspekt der Unterhaltung neben den genannten existenziellen Themen in den Programmen und Berichten zum TAM in den 1970er-Jahren kaum zu übersehen. Ja, die politischen Themen sind vom Unterhaltungsangebot nicht zu trennen. Eindrücklich zeigt sich dies im Zeitungsbericht zum Stuttgarter TAM 1975, an dem 1.000 Menschen teilnahmen:

„Vor allem der türkische Stand mit orientalischen Süßigkeiten und speziellen Fleischgerichten erfreute sich lebhaften Zuspruchs. Bei den Spaniern und Portugiesen lag das Schwergewicht auf Parolen und politischen Schrif-

43 N. N., Tanz, Spiel und Leckerbissen. Tag des ausländischen Mitbürgers ab Sonntag in Stuttgart, in: *Reutlinger General-Anzeiger*, 4.10.1975, 7.

44 N. N., „Gute Kontakte – das wollen die Deutschen nicht so gern“. Gottesdienst, Diskussion, Folklore und griechischer Wein in Lübeck, in: *Lübecker Nachrichten*, 14.10.1975, 5.

45 N. N., Ausländer und Deutsche harmonisch in Koexistenz. Stadtverwaltung begibt mit Teilnahme der Bürgerschaft „Tag des ausländischen Mitbürgers“ im Emmertsgrund, in: *Rhein-Neckar-Zeitung*, 14.10.1975.

ten, doch auch Sangria, Knoblauchwürste und andere Spezialitäten waren gefragt. Bei den Italienern konnte man je nach Bewusstseinslage zwischen Parolen und Campari wählen.“⁴⁶

Überraschender als die Verbindung und Nähe politisch ‚schwerer‘ Themen und ‚leichter‘ Geselligkeit ist in Zusammenhang mit dem TAM 1975 das übergreifende Fehlen des Begriffs Kultur. Er findet einzig im Namen der organisatorischen Einheit *Kulturkomitee für ausländische Fragen* Verwendung.⁴⁷ In den Programmtexten ist weniger von Unterschieden als von Abständen die Rede. Denn häufig heißt es in den Veranstaltungen des TAM, man müsse „aufeinander zugehen“, „sich treffen“, „gegenüberstehen“.⁴⁸ Es gab offenbar eine Distanz zwischen ‚dem Ausländer‘ und ‚dem Deutschen‘, aber keine kulturelle Differenz.⁴⁹

In den Texten, den Zeitungsberichten und weiteren Dokumentationen zum TAM Mitte der 1970er-Jahre könnte der ebenfalls häufig verwendete Begriff des Vorurteils einen Assoziationsrahmen zwischen der eigenen und der Kultur der anderen spannen. Er ist neben Isolation, sozialen Bedingungen und Kontakt einer der häufigsten Begriffe in den Berichten zwischen 1975 und 1978. Vorurteile werden aber in der Begegnung und Gesprächen mit ‚Ausländer*innen‘ nicht überwunden oder infrage gestellt, in den 1970er-Jahren werden sie „abgebaut“.⁵⁰ Das Verb *abbauen* ist von besonderem Interesse, weil es impliziert, dass Deutsche und Ausländer*innen, die einander gegenüberstehen, den Boden miteinander teilen. Teil dieses Prozesses ist bezeichnenderweise auch die Folklore, wenn es beispielsweise in einem Vorbericht zum TAM heißt: „Mit Folklore gegen Vorurteile“.⁵¹ In späteren Jahren wird man Vorurteile überwinden oder *infrage stellen*, um entweder *multi-* oder *monokulturell* zum wahren Kern einer Kultur vorzudringen oder jede Form kultureller Zuschreibung aus einer *transkulturellen* Perspektive aufzulösen.⁵²

Heute soll der Begriff Vorurteil dagegen gar nicht mehr verwendet werden, um jede mögliche Form von Rassismus im Keim zu ersticken. Dass Vorurteile deswegen keine Rolle mehr spielen, muss bezweifelt werden. In den 1970er-Jahren exis-

46 Manfred Pfefferkorn, Tag des ausländischen Mitbürgers. Zwischen Politik und Sangria, in: Stuttgarter Nachrichten, 14.10.1975.

47 Hanauer Anzeiger, 13.10.1975.

48 Ezli, Politik der Geselligkeit, 2021, 39.

49 Özkan Ezli, Narrative der Migration. Eine andere deutsche Kulturgeschichte, Berlin 2022, insbes. das Kap. „Wir wollten alle Amerikaner werden“. Der Gast und seine Arbeiter, 99–192, <https://doi.org/10.1515/9783110731347-002>.

50 N. N., Hessen – Kronberg, Tag des ausländischen Mitbürgers. Einige Vorurteile abgebaut, in: Frankfurter Rundschau, 15.10.1975, 6.

51 Horst Zimmermann, Der „Tag des ausländischen Mitbürgers“ soll Feindseligkeit abbauen. Mit Folklore gegen Vorurteile. Die Veranstalter haben Zweifel: Ist das Klima für Verständigung heute ungünstig?, in: Nürtinger Zeitung, 3.10.1975, 3.

52 Paul Gilroy, Postcolonial Melancholia, New York 2006, 40.

tierte eine vergleichbare niedrigschwellige Politisierung der Begriffsverwendung nicht, weil Vorurteile abgebaut werden konnten, sozusagen der Boden, auf dem man gemeinsam stand, freigelegt werden konnte. Differenzen waren daher nicht von unveränderbaren kulturellen Regeln oder Machtverhältnissen bestimmt, sondern von unterschiedlichen Menschen, die in unterschiedlichen sozialen Bedingungen lebten. Die Wirkmächtigkeit des Begriffs Kultur als eigenlogische Entität setzte im Kontext der Migration und ihrer Debatten erst mit Ende der 1970er- und zu Beginn der 1980er-Jahre ein. Dies veranschaulicht etwa ein Vergleich der Gastarbeiterdebatte 1964, in der es um die Frage ging, ob Gastarbeiter*innen fleißiger als deutsche Arbeiter*innen seien, und der Debatte, die der Verhaltensforscher Irenäus Eibl-Eibesfeldt 1982 in der *Bunten* mit seiner Aussage lostrat, dass „Türken [...] auch nur Menschen“ seien: „Und zwar Menschen mit einer anderen Kultur“.⁵³ Tatsächlich zeigt sich diese Verschiebung auch eindrucklich im Vergleich der ästhetischen Produktionen wie Literatur und Film zur Migration zwischen den 1960er- und 1980er-Jahren.⁵⁴

Auch die IKW erhielt mit dieser diskursiven Verschiebung einen neuen Rahmen. Denn mit den ersten „Türken-“ und Kulturdebatten Ende der 1970er-/Anfang der 1980er-Jahre⁵⁵ wurde als Gegenpol als wesentliches Ziel der *Woche des ausländischen Mitbürgers* (WAM, so wurde sie von 1983 bis Anfang der 1990er-Jahre⁵⁶ genannt) formuliert, „die verschiedenen Kulturen“ im Einwanderungsland Deutschland „in eine Beziehung des gegenseitigen Gebens und Nehmens“ zu bringen.⁵⁷ Die einstigen Themen – wie soziale Bedingungen, Wohnraum, Kontakte und Freizeit – wurden nun zunehmend durch Fragen nach der kulturellen Herkunft ersetzt. Zu zentralen Begriffen entwickelten sich dabei kulturelles Erbe, Herkunft, Verstehen und die Nachbarschaft unterschiedlicher Kulturen.⁵⁸ Ab den 1980er-Jahren wurden Nachmittage, Abende oder auch Wochenenden verstärkt mononational ausgerichtet, wie etwa bei der WAM in Pforzheim 1983 unter dem Motto „Ängste überwinden – zur Nachbarschaft finden“. Das Programm macht neben den Hauptveranstaltungen auf weitere Veranstaltungen aufmerksam: Demnach fanden im Gast-

53 Irenäus Eibl-Eibesfeldt, *Türken sind auch nur Menschen*, in: *Bunte*, 30.9.1982; siehe Ezli, *Narrative der Migration*, 2022, 215; Karin Hunn, „Nächstes Jahr kehren wir zurück ...“. Die Geschichte der türkischen „Gastarbeiter“ in der Bundesrepublik, Göttingen 2005, 495.

54 Gilroy, *Postcolonial Melancholia*, 2006, 272–289.

55 Eine Grundbehauptung dieser Debatten war, dass Türk*innen sich nicht integrieren könnten, weil sie einer anderen Kultur angehörten. Siehe Ezli, *Narrative der Migration*, 2022, 213–215.

56 Dieses Zeitfenster gilt insbesondere für die IKW in Westdeutschland. In ostdeutschen Städten wurde sie dagegen bis in die Mitte der 2000er-Jahre auch als *Woche des ausländischen Mitbürgers* bezeichnet, beispielsweise in Gera.

57 ÖVA, Programmheft Griechisches Zentrum des Diakonischen Werkes Kassel, Tag des ausländischen Mitbürgers 1980. 27.–28. September im Griechischen Zentrum Kassel.

58 Ezli, *Politik der Geselligkeit*, 2021, 41–48.

haus Goldener Anker zwischen dem 7. Oktober und dem 4. November italienische, türkische und spanische Wochenenden statt; ein deutsches Wochenende war nicht geplant.⁵⁹ Mit der konservativen Wende in der Politik vieler Staaten in den 1980er-Jahren, etwa in der BRD, in England und den USA, sowie der islamischen Kulturrevolution im Iran avancierte Kultur zu einer äußerst gewichtigen Unterscheidungs- und Wahrnehmungskategorie. Der Begriff Kultur – vor allem im Sinn von Nation oder Religion – trat sozusagen an die Stelle des Themas Arbeit.⁶⁰

In dieser Phase etablierten sich vermehrt Organisationsformen wie Ausländerbeiräte und Kulturvereine, durch die sich die ausländischen Mitbürger*innen selbst vertreten konnten; diese bespielten und förderten nun auch verstärkt die WAM. In den Programmen der 1980er-Jahre fällt in diesem Zusammenhang die Häufung national-kultureller Abende oder Diskussionen über die Schwierigkeit der jungen zweiten Generation, mit (und zwischen) zwei Kulturen zu leben, auf. Dennoch nahm die WAM mit ihrem Fokus auf Geselligkeit und gesprächsorientierte Formate der Kulturalisierung ihre Ernsthaftigkeit. Tatsächlich hatte die WAM eine entspannende und entdramatisierende Funktion im Kontext der ersten Integrationsdebatten. Die Frage nach der Herkunft war stets ein Dialogöffner und Kern- und Ausgangspunkt der WAM. Der portugiesischstämmige ehemalige Pastoralreferent Joaquim Nunes, der von Mitte der 1980er-Jahre bis 1995 die IKW in Offenbach mitorganisierte, erzählte, dass er auf die Frage, woher er komme, immer positiv reagiert habe.

„Zur Begegnung gehört, dass man sich für meine Biografie interessiert. Ich bin stolz auf meine Biografie [...] Ich habe es den Leuten gerne erklärt. Mich hat es eher gestört, wenn man mich beim Essen gefragt hat: ‚Wo hast du die Sardinen her?‘ und nicht nach meiner Geschichte.“⁶¹

Der Begriff des ‚ausländischen Mitbürgers‘ erfuhr in dieser Dekade seine stärkste politische, auch positive Entfaltung. Erstens, weil das kommunale Wahlrecht für Ausländer*innen zum zentralen Thema geriet, und zweitens, weil die Begriffsverbindung von fremd (ausländisch) und zugehörig (Mitbürger*in) es den Ausländer*innen ermöglichte, sich unter diesem Begriff zu gruppieren. Er steht im Unterschied zu Begriffen wie Gastarbeiter*in oder Südländer*in für eine Entwick-

59 ÖKA, Evangelische Landeskirche in Baden, Ängste überwinden – Zur Nachbarschaft finden. Woche der ausländischen Mitbürger, 25.9.–1.10.1983 Pforzheim.

60 Ulrich Herbert, Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Flüchtlinge, München 2001, 259; Hunn, Geschichte der türkischen „Gastarbeiter“, 2005, 494; Özkan Ezli, Narrative der Integration im Film, in: ders. u. a. (Hg.), Die Integrationsdebatte zwischen Assimilation und Diversität. Grenzziehungen in Theorie, Kunst und Gesellschaft, Bielefeld 2013, 189–212, 208 f.

61 Ezli, Politik der Geselligkeit, 2021, 47. Interview mit Luigi Masala und Joaquim Nunes am 9.7.2020.

lung: Als eingewanderte Menschen, die gerade einmal ein Viertel oder ein Drittel ihres Lebens in der Ankunfts-gesellschaft gelebt hatten, konnten sie sich über den Begriff des ‚ausländischen Mitbürgers‘ als andere und zugleich als lokal Zugehörige begreifen, was großteils auch ihrer Affektlage entsprach.⁶² Trotz der konkreten politischen Frage nach einem Kommunalwahlrecht für ausländische Mitbürger*innen blieb die WAM in den 1980er-Jahren eine Veranstaltung, bei der sich unterschiedliche Kulturen begegneten. Eindrucks-voll zeigt sich diese Begegnungsstruktur auch in den Spielfilmen *Yasemin* (1988) von Hark Bohm und in Tefvik Başers *40 qm Deutschland* (1986) und *Abschied vom falschen Paradies* (1988).⁶³

4. Widersprüche und Spannungen in den 1990er-Jahren

In den 1990er-Jahren bestimmten Widersprüche und Spannungen die IKW in West- wie auch in Ostdeutschland. Ihr Ziel in dieser Phase war es, den ausländischen Mitbürger*innen auf persönlicher Ebene zu begegnen, um in ein „beziehungs-volles Miteinander“ zu kommen. Es wurde in West- und in Ostdeutschland auf unterschiedliche Weise verfolgt. Ein gemeinsames Interesse hingegen war es, mit der IKW auf den Rassismus zu reagieren, wie er sich in den Anschlägen unter anderem in Hoyerswerda 1991, in Mölln 1992 und in Solingen 1993 manifestiert hatte. In den westdeutschen Städten trat an die Stelle der nationalkulturellen Gruppen der 1980er-Jahre nun verstärkt das Individuum, bestimmt von einer bikulturellen Biografie. An die Stelle der Nation trat die Kategorie Welt. Anerkennung avancierte zum zentralen Begriff. Gesellige nationale oder folkloristische Abende standen neben Multikulti-Discos.⁶⁴

Zwar waren weder die ausländischen Bevölkerungszahlen noch die Vereinsdichte der ostdeutschen Städte mit jenen in Westdeutschland zu vergleichen, doch hinsichtlich der Zahl an Veranstaltungen und der Dauer der IKW standen jene um nichts nach. In vielen ostdeutschen Städten setzten Organisation und Durchführung gleich nach der Wende ein, obwohl dort im Schnitt nur ein Prozent der Stadtbevölkerung aus dem Ausland war.⁶⁵ Zur gleichen Zeit lebten in Konstanz knapp zehn Prozent und in Offenbach über 30 Prozent Ausländer*innen. Dennoch wurde die IKW im Laufe der 1990er-Jahre in Ostdeutschland so breit mit Veranstaltungen bespielt, dass der damalige thüringische Ausländerbeauftragte Eckehard Peters

62 Ausführlich hierzu Ezli, *Narrative der Migration*, 2022, 193–230.

63 Ebd., 272–289.

64 Ezli, *Politik der Geselligkeit*, 2021, 61 f.

65 Stadt Jena, Abschlussbericht Interkulturelle Woche 1994 „Frieden gestalten. Ja zu einem Miteinander ohne Gewalt“, Ausländerbeauftragte der Stadt, Jena 1994, 2.

zur landesweiten Eröffnung 1997 in Erfurt nach sechs Jahren WAM/IKW schlussfolgerte, dass „die Aktivitäten in Ostdeutschland mittlerweile größer sind als im Westen“.⁶⁶ Mitte des Jahrzehnts konstatierte die erste städtische Ausländerbeauftragte Erfurts und spätere Landesbeauftragte Ruth Kallenbach im Rückblick auf die ersten drei WAM in Thüringen zwischen 1990 und 1992, dass die Woche eigentlich nicht für die ausländischen Mitbürger*innen da sei, sondern für die Deutschen.⁶⁷ Dieser Befund ist nicht ganz von der Hand zu weisen, wenn man erstens die damals geringe Anzahl der ausländischen Bevölkerung in Thüringen (ein Prozent) bedenkt und zweitens in den neuen Bundesländern der „gedankliche[...] Prozess“ einer multikulturellen Gesellschaft, „der in 15 Jahren im Westen abgelaufen ist, im ‚Eilzugtempo‘ durchlaufen werden musste“.⁶⁸ Laut Kallenbach kam noch hinzu, dass Ausländer*innen und Asylwerber*innen eine geringe Bereitschaft zeigten, sich darzustellen, weil sie auf „Gedeih und Verderb auf den Staat angewiesen waren“, um ihr Bleiberecht oder ihr Asylverfahren durchzubekommen.⁶⁹ Dennoch fand beispielsweise die WAM in Erfurt 1992 mit 60 Veranstaltungen statt. Sie war vor allem eine Veranstaltung für die Deutschen in den neuen Bundesländern, wie sich an der politischen Rhetorik zeigt, mit der geworben wurde: dass man nämlich Ostdeutschland nach Jahrzehnten der Isolierung wieder beginne, sich zu öffnen.⁷⁰ So lautete in Jena das zentrale Thema der von zehn Vereinen und den beiden Kirchen organisierten WAM 1994: „Das Fremde verstehen“.⁷¹ Abgehalten wurde etwa *„Fremde, fremd im eigenen Land. Wie viel Fremdheit verträgt ein Mensch?“ Eine offene Podiumsdiskussion um das Fremde, das Leben in der Fremde und den Umgang mit Fremden in Deutschland* am 28. September 1994 beim und mit dem Gewerkschaftsbund Jena.⁷² Am selben Abend lautete der Titel einer Diskussion im Katholischen Gemeindehaus Gabriel Henry *Fremde brauchen Freunde – wir auch*.⁷³

Maren Möhring vertritt in ihrem Aufsatz *Mobilität und Migration in und zwischen Ost und West* die These, dass in den 1990er-Jahren im Zuge der Wiederver-

66 N. N., Woche des ausländischen Bürgers. Veranstaltungen landesweit geplant, in: Ostthüringer Zeitung, 24.9.1997.

67 Landesbeauftragte für Ausländerfragen des Freistaats Thüringen (Hg.), Offene Grenzen – Offener Sinn. Fünf Jahre der ausländischen Mitbürger in Thüringen, dokumentiert von Elisabeth Garbe, Erfurt 1995, 20.

68 Ebd.

69 Ebd.; hierzu ausführlich Patrice Poutus, Umkämpftes Asyl. Vom Nachkriegsdeutschland bis in die Gegenwart, Berlin 2019.

70 Landesbeauftragte für Ausländerfragen des Freistaats Thüringen (Hg.), Offene Grenzen, 1995, 10.

71 Stadtarchiv Jena (StJ), Sammlungen, Materialsammlung (Laufzeit 1900–2007), Jena Information, Kulturelles. Zur „Woche der ausländischen Mitbürger“ in Jena vom 24. September bis 2. Oktober 1994.

72 Ebd.

73 Ebd.

einigung eine deutsch-deutsche Annäherung stattfand, weil die Migrant*innen dabei als Figuren des Dritten fungierten.⁷⁴ In diesem Sinne könnte man die IKW der Dekade vor allem in Ostdeutschland auf diese Beobachtung hin prüfen. Beispielsweise wollte die Jenaer Ausländerbeauftragte Margot Eulenstein, die von 1991 bis 2004 die WAM/IKW mit verschiedenen Vereinen organisierte, das Thema Ausländer*innen „weiter gefasst sehen und ein Anliegen an Jenaer herantragen: ‚Wie fühlen Sie sich selbst als Ausländer in einem fremden Land?‘“⁷⁵ Im Interview, das ich mit Margot Eulenstein im Juli 2020 führte, ging sie mehrfach auf die Situation der Ostdeutschen kurz nach der Wende ein.

„Schüler, die bisher nicht sagen durften, stolz darauf, deutsch zu sein, sollten auf einmal multikulturell sein. Die eigene Identität sollte aber gefestigt sein, bevor ein sinnvoller Dialog zwischen einem ‚Ich‘ und einem ‚Du‘ stattfinden kann. Die Schüler haben aber ihre Eltern oftmals zum ersten Mal hilflos, arbeitslos und ratlos erlebt, ebenso wie ihre Lehrer. Da war die multikulturelle Öffnung eine Überforderung. Das wurde in dem Musical *East Side Story* des Musiklehrers Rönnefarth thematisiert. Deshalb war es notwendig, dass die Leute zusammenkommen.“⁷⁶

Statt die Situation der Ausländer*innen und die Bedingungen, in denen sie lebten, darzustellen, stand also im Fokus, Empathie für sie zu entwickeln, mit ihnen in Beziehung zu kommen, sie als Freund*innen zu gewinnen, um sich selbst einen eigenen kulturellen Standpunkt anzueignen. Der Soziologe Steffen Mau bemerkt in seinem Buch *Lütten Klein. Leben in der ostdeutschen Transformationsgesellschaft*, dass, als „die DDR unterging und die Ostdeutschen kollektiv der Bundesrepublik beitraten“, die Herkunftskultur der Ostdeutschen „zurückgesetzt“ worden sei:

„Wohl gab es im öffentlichen Diskurs Stimmen, die darauf drangen, den ‚Leistungen‘ der ehemaligen DDR-Bürgerinnen und -Bürger Respekt zu zollen, als eigenständige Kultur- und Traditionsform, als Lebensweise oder als positiv aufgeladener Heimatbezug hatte die Deutsche Demokratische Republik jedoch ausgedient.“⁷⁷

74 Maren Möhring, Mobilität und Migration in und zwischen Ost und West, in: Frank Bösch (Hg.), *Geteilte Geschichte. Ost- und Westdeutschland 1970–2000*, Göttingen 2015, 360–410, 372.

75 N. N., Motto: Für Miteinander in Jena ohne Gewalt. Woche des ausländischen Mitbürgers mit dem Aufruf „Wie fühlen Sie sich als Ausländer?“, in: *Ostthüringer Zeitung*, 29.9.1994, Abschlussbericht Woche des ausländischen Mitbürgers in Jena, 11.

76 Interview mit Margot Eulenstein und Michail Bermann, Vorsitzender des Vereins der Multikulturellen Integrationsgruppe Jena, geführt am 8.7.2020 durch Özkan Ezli.

77 Steffen Mau, *Lütten Klein. Leben in der ostdeutschen Transformationsgesellschaft*, Berlin 2019, 205.

Gera veranstaltete die erste WAM bereits 1991. „Da noch mit einem kleinen Programm auf ein DIN-A-5-Blättchen gedruckt“, erinnerte sich Evelyn Fichtelmann. Sie koordinierte von 1994 bis 2009 zunächst als Ausländerbeauftragte, später als Integrationsbeauftragte die WAM/IKW.

„Der Ansatz war vor allen Dingen, da es ja im Alltag kaum eine Chance gab, Kontakt zu Ausländern zu haben. Und der Ansatz war auch immer, persönliche Kontakte zu schaffen, persönliches Erleben zu schaffen und möglichst auch mit einem positiven Empfinden zu verbinden, denn die Ausländerfeindlichkeit war sofort da [...]. Die war auch gleich ziemlich massiv.“⁷⁸

Und wie in Jena bestand auch in Gera in den ersten Jahren kein Verein für Ausländer-, multi- oder interkulturelle Fragen. Äußerst wichtig für die Geschichte der WAM war 1994 die Gründung des Interkulturellen Vereins Gera e. V. Er wurde von Deutschen und Ausländer*innen, vor allem binationalen Paaren, als Migrant*innenorganisation „gegen Intoleranz und Fremdenfeindlichkeit“ gegründet.⁷⁹ Bis heute ist er in Gera der Verein, der mit der Stadt maßgeblich die IKW koordiniert und inhaltlich bespielt.⁸⁰

Ungeachtet der Themen Fremdheit und Ausländerfeindlichkeit waren auch in Ostdeutschland gesellige Veranstaltungen konstitutiv für die WAM/IKW. Nationale Abende mit Tanz und Kulinarik fanden in Jena und Gera zu Beginn der 1990er-Jahre, wie in Westdeutschland in den 1980er-Jahren, häufig statt. Sie reichten vom *Afghanischen Abend* über den griechischen *Sirtaki-Abend* im Restaurant Poseidon und den *Italienischen Abend* im Restaurant San Marino und den *Türkischen Abend* im Café Wagner bis zu den indischen Tänzen und Abenden im Hotel Zum schwarzen Bären.⁸¹ Im Zentrum stand in beiden ostdeutschen Städten in jedem Fall der Gedanke, über dargestellte und beim Essen, Tanzen und Fußballspielen gelebte Multikulturalität die Stadt und ihre Bevölkerung „weltoffener“ zu machen. Der Wunsch, den eigenen Ort und das eigene alltägliche Leben zur Welt zu machen, beides zu translokalisieren,⁸² zeigt sich an vielen Veranstaltungen und Festivitäten in den ostdeutschen Städten in den 1990ern. Eindrückliches Zeugnis hierfür ist die Doku-

78 Interview mit Evelyn Fichtelmann und Nicole Landmann, aktuelle Integrationsbeauftragten der Stadt Gera, geführt am 8.7.2020 durch Özkan Ezli.

79 Siehe hierzu die Website des Interkulturellen Vereins Gera e. V., <https://www.ikv-gera.de/informationen/der-verein> (24.7.2024).

80 Interview mit Evelyn Fichtelmann und Nicole Landmann am 8.7.2020.

81 Landesbeauftragte für Ausländerfragen des Freistaats Thüringen, Sirtaki gelernt und Reise nach Griechenland gewonnen. Der Poseidon-Wirt hatte für seine Gäste viele Überraschungen, Jena 1994, in: dies. (Hg.), *Offene Grenzen*, Jena 1995, 89; StJ, *Sammlungen, Materialsammlung* (Laufzeit 1900–2007), Stadt Jena, *Programm Miteinander für Gerechtigkeit. Woche der ausländischen Mitbürger* 28.9.–12.10.1996, *Interkulturelle Woche*, 1996, 6.

82 Langenohl, *Trans-local Friendships*, 2015, 112.

mentation *Offene Grenzen – Offener Sinn. Fünf Jahre Woche der ausländischen Mitbürger in Thüringen*.⁸³

Nach den Anschlägen in den westdeutschen Städten Mölln und Solingen 1992 und 1993⁸⁴ lautete das bundesweite Motto 1993 „Frieden gestalten – Gewalt überwinden“. Die WAM in Konstanz reagierte auf die rassistischen Anschläge und eröffnete die Antirassismus-Ausstellung *Füreinander-Miteinander* am 24. September 1993.⁸⁵ Im Programm zur Ausstellung heißt es, es sei der „spontane Versuch von Kunschtchaffenden, dem alltäglichen Wahnsinn wie Rassismus, Intoleranz, nationaler Borniertheit unter dem Eindruck der aktuellen Ereignisse als Künstler etwas entgegensetzen zu wollen“.⁸⁶ Der Konstanzer Oberbürgermeister Wilhelm Hansen hielt programmatisch fest, dass mit der Woche der Begegnungen, Diskussionen und kulturellen Veranstaltungen „der Blick der Konstanzer Bürger und Bürgerinnen in besonderer Weise auf die ausländischen Mitbürger und Mitbürgerinnen in unserer Stadt gelenkt werden soll“.⁸⁷ Doch nicht auf ihre Lebensbedingungen wie zu Beginn des *Tags des ausländischen Mitbürgers* oder auf das Herkunftsland wie in den 1980er-Jahren wurde die Aufmerksamkeit gelenkt, sondern auf die Personen selbst. Die damalige Konstanzer Ausländerbeauftragte Zekine Özdemir erhob mit der IKW den Anspruch, dass dieses Fest „wie die Fastnacht oder das Hausherrnfest in Radolfzell eine Gelegenheit für Menschen ist, die eine andere Biografie haben, und diese an die Stadt bindet, dass sie auch einmal im Jahr Thema sein können und ihr Dasein präsentieren“.⁸⁸

83 Landesbeauftragte für Ausländerfragen des Freistaats Thüringen (Hg.), *Offene Grenzen*, 1995.

84 Bei den Brandanschlägen von Mölln 1992 und Solingen 1993 haben acht Türk*innen ihr Leben verloren. Siehe Frank Jansen/Heike Kleffner/Johannes Radke, *Tödlicher Hass. Todesopfer rechter Gewalt*, in: *Der Tagesspiegel*, 31.5.2012, <https://www.tagesspiegel.de/themen/rechtsextremismus/toedlicher-hass-149-todesopfer-rechter-gewalt/1934424.html> (24.7.2024); Till Kössler/Janosch Steuer (Hg.), *Brandspuren. Das vereinte Deutschland und die rechte Gewalt der frühen 1990er Jahre*, Bonn 2023.

85 Im selben Jahr initiierte der Mitbegründer der IKW von 1975, Jürgen Miksch, die Internationalen Wochen gegen Rassismus, die seit 1993 bis heute in West- wie auch in Ostdeutschland alljährlich im Frühling stattfinden. Siehe <https://stiftung-gegen-rassismus.de/impressum> (24.7.2024).

86 Stadtarchiv Konstanz (StK), Sammlungen, Stadt- und Personengeschichtliche Dokumentation Z XII, *Woche der ausländischen MitbürgerInnen 1993*, *Inter-Kulturelle Woche in Konstanz 24. September – 7. Oktober 1993*, Programmheft, 3.

87 Ebd., 2.

88 Interview mit Zekine Özdemir am 29.6.2020. Mit dieser Verschiebung korreliert auch die Umbenennung des Formats von *Woche des ausländischen Mitbürgers* in *Interkulturelle Woche*. Laut Friederike Ekol, der ehemaligen Geschäftsführerin der ÖKA, setzte dieser Prozess zwischen Anfang und Mitte der 1990er vor allem in den westdeutschen Bundesländern ein: „In den 1990er-Jahren [...], als es noch um die klassischen Fragen der Integration ging, [...] fing man genau deshalb an, sich an dem Titel zu stören. Hey, wir sind keine Mitbürger, ihr habt uns völlig unter den Teppich gekehrt. Die Anstöße kamen immer von der Basis.“ Interview mit Friederike Ekol am 10.7.2020. Ausführlicher in Ezli, *Politik der Geselligkeit*, 2021, 19 f.



Abbildung 1: Titelseite des Programmhefts zur IKW in Konstanz 1993
Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Stadtarchivs Konstanz

So klar manche Parallelen zwischen der IKW in Jena, Gera, Konstanz und Offenbach der 1990er-Jahre ins Auge fallen, was das Thema Rassismus, die nationalen Abende und die Struktur der Geselligkeit betrifft, so ist doch ein markanter Unterschied zwischen jenen in den ostdeutschen und jenen in den westdeutschen Städten zu beobachten. Während der Kontakt und das Kennenlernen im Zentrum der Programme und Veranstaltungen in Jena und Gera standen und das Verständnis von Kultur bestimmten, wiesen die Veranstaltungen in Konstanz eine Ebene auf, die Kultur als geschlossene Einheit auch infrage stellte. Dies zeigt sich beispielsweise bereits 1993 an der Veranstaltung *Möglichkeiten und Grenzen der Integration* mit dem Schwarzen Ethnologen und Soziologen Tirmizio Diallo in der Petruspfarre in Konstanz.⁸⁹ Äußerst eindrücklich in diesem Zusammenhang ist eine Karikatur

⁸⁹ Stadt Konstanz, Woche der ausländischen MitbürgerInnen, 1993, 4.



Abbildung 2: Karikatur von Brösel (Rötger Feldmann) aus dem Programmheft zur IKW in Konstanz 1993
Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Stadtarchivs Konstanz

im Programmheft von 1993, die Rassismus und Fremdzuschreibungen problematisiert.⁹⁰

Das Besondere an dieser Karikatur ist die niederschwellige transnationale Verschränkung von Sprache und Körperlichkeit durch das Format von wechselseitigem Kontakt und wechselseitiger Begegnung, mit der rassistische Zu- und Selbstbeschreibungen unterwandert werden. Multikulturalismus ist hier auch eine Spielform der Vergesellschaftung, eine Möglichkeit, eine „Dazwischen-Beziehung“ einzugehen – zwischen Kultur und Zuschreibung.⁹¹

⁹⁰ Ebd., 7.

⁹¹ Zu Dazwischen-Beziehungen siehe Marshall Sahlins, *The Spirit of the Gift*, in: ders., *Stone Age Economics*, London 1974, 149–184.

Es findet sich noch eine weitere gesellschaftspolitische Differenz zwischen Ost- und Westdeutschland in dieser Zeit. Denn selbst wenn sich die ostdeutschen Bürger*innen Mitte der 1990er wie die Westdeutschen Mitte der 1970er fragten, woran es liege, dass sie keine Beziehungen zu den Vertragsarbeiter*innen aus Vietnam oder Mosambik knüpfen konnten, obwohl sie jahrelang „in einer Brigade schufteten“,⁹² waren die Themen Arbeit und Arbeitslosigkeit in der WAM/IKW in Thüringen (Gera/Jena) inexistent.⁹³ Dafür gab es zwei zentrale Gründe: Erstens musste mit dem Import der multikulturellen Gesellschaft aus dem Westen dieses Phänomen im Osten überhaupt erst einmal dingfest gemacht werden. Wie Margot Eulenstein sagte: Nach der Wende auf einmal „stolz und multikulturell sein, das war eine Überforderung“.⁹⁴ Der zweite Grund ging noch tiefer: Er lag in der mit der Wende massiv einsetzenden Arbeitslosigkeit von Ausländer*innen und deutscher Bevölkerung.

Arbeit war im Laufe des Jahrzehnts auch in den westdeutschen Städten kein Thema mehr, und auch die Forderung nach dem kommunalen Wahlrecht ließ langsam nach. Letzteres Anliegen verblasste vermutlich aufgrund der wahlrechtlichen Entwicklungen im europäischen Raum im Zuge des Vertrags von Maastricht 1992, im Kontext der Debatte um ein „Europa der Bürger“ 1994 und deren Rechtsgrundlage, einer EU-Richtlinie, die zumindest EU-Bürger*innen erlaubte, in einem anderen EU-Land nach einer bestimmten Aufenthaltsdauer auf kommunaler Ebene zu wählen.⁹⁵ Ins Zentrum rückten stattdessen das Hinterfragen kultureller Zuschreibungen und das Anerkennen bikultureller Biografien. Dass damit eine bestimmte Form der Entpolitisierung der IKW eingesetzt hatte, wie der Pastoralreferent Joaquim Nunes betont, erläutere ich ausführlich an anderer Stelle.⁹⁶ Diesen Wandel belegen auch Aussagen von Beteiligten, wie beispielsweise jene der ehemaligen Vorsitzenden des Konstanzer Ausländerbeirats (heute: Internationales Forum) Laura Pacilli im Jahr 2000, als eine Journalistin sie fragte, was die IKW denn leisten könne. Pacilli sagte, sie glaube nicht, „dass die *Interkulturelle Woche* dazu angetan ist, Berührungängste abzubauen“.⁹⁷ Hingegen gebe sie „den Vereinen die Möglichkeit, auf sich aufmerksam zu machen“. Es sollte nicht mehr darum gehen, „Unterschiede

92 Katrin Wiesner, „Immer einen Grund, auf Ausländer zu schimpfen“. Rassismus in Gera – Thema einer öffentlichen Diskussion von Ausländern und Deutschen, in: Ostthüringer Zeitung, 30.3.1996.

93 Tatsächlich wurden in Ostdeutschland, respektive in Gera und Jena, bis Ende der 1990er-/Anfang der 2000er-Jahre beide Titel (WAM wie auch IKW) für das Format verwendet. Siehe Ezli, Politik der Geselligkeit, 2021, 19–21.

94 Interview mit Margot Eulenstein und Michail Bermann am 8.7.2020; siehe Ezli, Politik der Geselligkeit, 2021, 50.

95 M. Chardon, Das Europalexikon – Kommunalwahlrecht, in: Bundeszentrale für politische Bildung, www.bpb.de/kurz-knapp/lexika/das-europalexikon/177084/kommunalwahlrecht/ (20.7.2024).

96 Ezli, Politik der Geselligkeit, 2021, 65 f.

97 Claudia Rind, „Keine Problemfälle“. Laura Pacilli über Ausländer in Deutschland, in: Südkurier, 25.9.2000, 14.

herauszustellen, sondern Kommunikation und Austausch zu fördern“.⁹⁸ Tatsächlich setzte mit den 2000er-Jahren eine Verschiebung ein, bei der an die Stelle der Multikulturalität nun sukzessive die Kommunikation und an die Stelle des politischen Bewusstseins eine neue Wirkmächtigkeit des Begriffs Integration trat.⁹⁹ Die Begriffe Integration und Kultur avancierten spätestens hier zu gesellschaftlichen Leitkategorien, die ihre Operationalisierungen besonders auf bundespolitischer Ebene erfuhren. Auch die Umbenennungen von Ausländerbeauftragten zu Integrationsbeauftragten und von Ausländerbeiräten zu Integrationsbeiräten in dieser Zeit dokumentieren diesen Wandel auf kommunaler Ebene.

5. *Interkulturelle Wochen* ab den 2000er-Jahren: von der Multikulturalität zur immanenten Einwanderungsgesellschaft

Ab den 2000er-Jahren lautete das zentrale Ziel der IKW, über den Blick auf das Individuum oder auf das eigene Selbstverhältnis eine „Kultur der Zugehörigkeit“ vor Ort zu schaffen. Die Begriffe Multikulturalität, Anerkennung, Fremdheit und Welt werden nun abgelöst durch Vielfalt, Integration, Zusammenleben und Stadt. Dabei zeigen sich in den untersuchten Städten in unterschiedlichen Graden eine bewusste Distanzierung von kulturalisierender Folklore und eine neue Beschreibung von Integrations- und Zugehörigkeitsfragen. Im Zuge dieses Wandels wird der Bezug auf die Stadt zum zentralen Identifikationsmarker. Auch das Thema Arbeit kam unter diesen Bedingungen in West- wie in Ostdeutschland wieder auf. Die ‚andere‘ Kultur lag dadurch nicht mehr außerhalb Deutschlands, sondern wurde nun als inhärenter Bestandteil der Einwanderungsgesellschaft verhandelt. Kultur war dadurch zur Ressource avanciert, die alle Beteiligten und Bürger*innen zum Einsatz bringen können – Angekommene wie Alteingesessene –, um sich als der Stadtgesellschaft zugehörig zu beschreiben.

In Offenbach bespielen über 60 Anbieter die IKW; unter den Vereinen und Einrichtungen sind das Deutsche Ledermuseum, die Geschichtswerkstatt Offenbach, die religiösen Gemeinden, der Ausländerbeirat, die Internationalen Gärten e. V., Schulen, das Polizeipräsidium und der Rumänische Kulturverein ARO. Dass bei dieser mit unterschiedlichen Interessenslagen partizipierenden Vielfalt nur noch ein operativer und dynamischer Begriff von Kultur als Steuerungselement für die IKW dienen kann, zeigt nicht nur die Geschichte der IKW, sondern auch das Kulturver-

⁹⁸ Ebd.

⁹⁹ Diese Verschiebung, die bereits in den 1990er-Jahren einsetzte, beschreibt ausführlich Espahangizi, Migration-Integration-Komplex, 2022.

ständnis der koordinierenden und moderierenden Akteur*innen. Zu dieser Politik der Zugehörigkeit gehört etwa, dass Gotteshäuser wie Kirchen und Moscheen – mittlerweile gibt es 14 Moscheen in Offenbach – und die Synagoge als Bestandteile des Offenbacher Lebens begriffen werden. Das Stadtnarrativ wurde zu einem konstitutiven Bestandteil der IKW, so stand 2004 mit *50 Jahre Offenbach – 500 Jahre Einwanderung*¹⁰⁰ eine Fahrradtour durch die Offenbacher Migrationsgeschichte auf dem Programm. Vier Jahre später war es mit *Offenbach – eine Migrationsgeschichte* ein Stadtrundgang samt zweier Museumsbesuche, welche die Stadtgeschichte vom Fischerdorf zur Gemeinde mit weit über 100.000 Menschen rekapitulierten.¹⁰¹ Eine Stadterkundung solcherart fand im Rahmen der IKW 2019 mit ... *und alle brachten was mit! Spaziergang durch Jahrhunderte der Migration in Offenbach* statt.¹⁰² Während bei den Stadtrundgängen in den 2000er-Jahren die Migration und Mobilität einzelner Personengruppen – der Jüdinnen und Juden im 16., der Hugenotten im 18. und der Muslime im 20. Jahrhundert – im Fokus standen, traten beim letzten Spaziergang die Praktiken und Objekte in den Vordergrund, was Kultur als eine wandelbare Ressource begreifen lässt.¹⁰³ Das Prinzip der Verortung der Migration wurde im Lauf der Zeit über das Motiv der Stadt hinaus weiter ausdifferenziert, beispielsweise mit den Veranstaltungen zu den Internationalen Gärten in Offenbach des Vereins Internationale Gärten e. V. Indirekt könnte man an dieser Stelle behaupten, dass sich hier mit dem Fokus auf das Faktum der Mobilität und ihrer stadthistorischen Rahmung eine Perspektive ankündigte, die wenige Jahre später auch in der Migrationsforschung Fuß fasste.¹⁰⁴

Auf meine in diesem Zusammenhang abschließende Frage im Interview mit dem Offenbacher Integrationsbeauftragten Luigi Masala und dem Pastoralreferenten Joaquin Nunes, warum sie bei so viel kultureller Prozessualität und Mobilität noch am Oberbegriff des Interkulturellen festhielten, erwiderte Masala, dass sie diesen Begriff nicht aus Tradition beibehielten:

„Dieser Begriff muss immer wieder neu gesetzt, gelebt und diskutiert werden. Und deswegen ist die Stereotypisierung etwas, in das man schnell verfällt, auch im allgemeinen Diskurs. Aber die Menschen sind eher bereit, dies konstruktiv zu reflektieren, auch Position dazu zu beziehen.“

100 Stadtarchiv Offenbach, Zeitgeschichtliche Sammlung, Haus der Stadtgeschichte Offenbach am Main (HStO), 7. Interkulturelle Woche 2004 Offenbach, „Integrieren statt ignorieren“, 24.9.–13.10., 7.

101 HStO, Programm 11. Interkulturelle Wochen 2008 Offenbach, „Teil haben – Teil werden“, 20.9.–12.10.2008, 7.

102 HStO, Programm 22. Interkulturelle Wochen Offenbach 2019, „Zusammen leben, zusammen wachsen!“, 14.9.–29.9.2019, 7.

103 François Jullien, Es gibt keine kulturelle Identität. Wir verteidigen die Ressourcen einer Kultur, Berlin 2017, 58.

104 Möhring, Jenseits des Integrationsparadigmas?, 2018, 306–308.

Joaquin Nunes betonte ebenfalls das Dynamische in der Interkulturalität: „Multi-kulturell sind wir alle, nur interkulturell zu sein, ist eine Lebensaufgabe.“ Nach Sichtung der Dokumente zur IKW der vergangenen zwanzig Jahre aus dem Offenbacher Stadtarchiv bestätigt sich, dass hier tatsächlich wenig Folkloristisches zu finden ist. „Sie werden auch keine Einladung zum Essen in den Programmen finden“, so Masala. Als es aber im Interview um die Frage der Besucher*innenzahl ging, die seit Anfang der 2000er-Jahre in Offenbach im Schnitt bei 5.000 bis 6.000 Personen lag, erinnerte er sich an die Veranstaltung *Wie verläuft eine traditionell griechische Hochzeit*: „Da waren 300 Gäste da. Logisch. Die wollten einfach mal sehen, wie sowas funktioniert. Das ging dann aber auch so vier bis fünf Stunden, sag ich mal. Da war man neugierig, da wollte man wissen, wie sowas funktioniert.“¹⁰⁵ Doch als folkloristisch oder kulturalistisch dürfe solch eine Veranstaltung nicht bezeichnet werden, da es hier weniger um ein Was, sondern vielmehr um ein Wie der Kultur gehe.

In den Offenbacher IKW wurden nach 2000 auch Themen wie Dschihad, Zwangsehe oder später die terroristische Radikalisierung von Jugendlichen problematisiert, etwa in den Veranstaltungen *Salam oder Dschihad. Islam und Islamismus aus friedenspolitischer Perspektive* (2003), *Gewalt gegen Frauen unter dem Aspekt der Zwangsverheiratung* (2005) und *Was macht radikal? Was tun wir?* (2015).¹⁰⁶ 2015 hieß es in einem Zeitungsartikel, dass sich „die Themen Flucht, Rassismus, Umgang mit dem Islam und religiöse Radikalität [...] wie ein roter Faden durch die Events“ zogen.¹⁰⁷ Tatsächlich ist die Gefahr der islamistischen Radikalisierung in Offenbach in den 2010er-Jahren alles andere als abstrakt. Einige Jugendliche aus der Salafisten-Szene der örtlichen Tawhid-Moschee zogen 2014 für den IS in den Krieg nach Syrien.¹⁰⁸ Die Gleichzeitigkeit und die Juxtaposition von Fahrradtouren in der Stadt, griechischer Hochzeit, dem Aufzeigen von Gewalt gegen Frauen und Radikalisierung ist nur möglich, wenn man Geschehenes und Praktiken nicht essentialisiert, sondern sie als Teile und Ergebnisse unterschiedlichster kultureller Prozesse von Individuen und der einer deutschen Stadt zugehörigen Gruppen begreift.

Diese Verschiebung von der Multikultur der 1990er-Jahre zu Perspektiven, Individuen und Gruppen vor Ort und nebenan greift auch für die IKW der 2000er- und 2010er-Jahre in Jena – beispielsweise mit der Veranstaltung *Triff Deine Nach-*

105 Interview mit Luigi Masala und Joaquin Nunes am 9.7.2020. Siehe auch Ezli, Politik der Geselligkeit, 2021, 72.

106 HStO, 6. Interkulturelle Wochen Offenbach, „Integrieren statt ignorieren“, 19.9.–4.10.2003; 8. Interkulturelle Wochen Offenbach, „Zusammenleben gestalten“, 15.9.–8.10.2005, 7; HStO, 18. Interkulturelle Wochen Offenbach, „Vielfalt. Das Beste gegen Einfalt!“, 10.9.–27.9.2015, 5.

107 Madeleine Reckmann, Vielfalt gegen Einfalt. Demnächst beginnen die Interkulturellen Wochen mit Gebeten, Vorträgen und Festen, in: Frankfurter Rundschau, 2.9.2015, 17.

108 Arnfrid Schenk, Bete – und alles wird gut. An deutschen Schulen werben Salafisten junge Menschen für den Dschihad an. Wie lassen sich die Jugendlichen davor schützen?, in: Die Zeit, 31.7.2014.

barn – Bring mit, was Du am liebsten isst von 2013,¹⁰⁹ oder auch *Warum die Rose sticht. UnFAIRblünte Einblicke in die Blumenproduktion* 2005. Titel wie diese verdeutlichen, dass nun versucht wurde, andere Zugänge zu kultureller Vielfalt zu etablieren. „Kultur ist Lebenswelt des Menschen“, antwortete Dörthe Thiele, seit 2004 Integrationsbeauftragte der Stadt Jena, auf die Frage, mit welchem Kulturverständnis sie die IKW dort zwischen 2005 und 2017 organisiert habe. „Mit dem Multikulturellen kann ich gar nichts anfangen [...], konnte noch nie was damit anfangen“, ergänzte sie. An den Begriffen Interkultur und Integration hielt sie jedoch aus Erfahrung fest, weil sie funktionierten. Als sie 2017 eine Veranstaltung mit dem Begriff Transkultur beworben hatte, sei fast niemand gekommen. „Was sich in den letzten Jahren immer mehr durchgesetzt hat, ist die Müdigkeit der Menschen, sich nicht mehr von der *Interkulturellen Woche* belehren lassen zu wollen“, stellte Thiele fest.¹¹⁰ Für Michail Bermann, den Vorsitzenden der Multikulturellen Integrationsgruppe Jena (MIG Jena e. V.), liegt der Hauptgrund für das zunehmende Ausbleiben der Bevölkerung eher in den politischen Entwicklungen seit 2015. In Hinblick auf die Religionen herrsche eine „gefährliche Sensibilität [...], ein falsches Wort und schon hat man ein großes Problem“.¹¹¹ Doch die Frage, die Thiele und Bermann nach wie vor umtreibt, lautet, „Wie kann ich Formate schaffen, die zu wirklichen Begegnungen führen?“¹¹²

Zwar spielt das folkloristische Element in Gera im Unterschied zu Jena bis heute eine wichtige Rolle, doch versammelt und komprimiert sich das Folkloristische bei genauer Durchsicht der Programme eigentlich ausschließlich auf das *Fest der Kulturen*, das die IKW jedes Jahr eröffnet. Während sich in den 1990er-Jahren über nationale Abende und folkloristische Tänze in Gera wie in Jena das Darstellen von Kulturen über die gesamte IKW zog, beschränkte sich das nun, etwa 2014, auf einen Halbtage. Auch was das Verhandeln von und mit Kultur auf der diskursiven Ebene betraf, hatte ein Wandel eingesetzt. Der Titel der Podiumsdiskussion auf dem Straßenfest von 2005 lautete zum Beispiel *Umgang mit fremden Kulturen* und zielte eindeutig auf die Praxis.¹¹³ Auch bei der Informationsveranstaltung *Ausländer in Gera – Was hat das neue Zuwanderungsgesetz gebracht?* ging es nicht um ethnische Fragen oder Erklärungen, sondern um das Verhältnis von Gesetz und alltäglicher Realität.¹¹⁴

Aber auch das jüdische Gera war in der IKW 2014 und 2015 mit *Jüdisches Brauchtum in Gera – Gestern und Heute* und der *Stadtführung ‚Jüdisches Leben in Gera‘* prä-

109 StJ, Sammlungen, Materialsammlung (Laufzeit 1900–2007), „Wer offen ist – Kann mehr erleben“, Programm Interkulturelle Woche 2013, 22.9.–29.9., 3.

110 Interview mit Dörte Thiele, Integrationsbeauftragte der Stadt Jena, geführt am 7.7.2020 durch Özkan Ezli.

111 Interview mit Margot Eulenstein und Michail Bermann am 8.7.2020.

112 Interview mit Dörte Thiele am 7.7.2020.

113 Interview mit Evelyn Fichtelmann am 8.7.2020.

114 Ebd.

sent.¹¹⁵ 2014 luden Migrant*innen aus afrikanischen Ländern unter *Anders sein und dazugehören* die Bevölkerung zu einem Begegnungstag ein.¹¹⁶ Mit diesem Verortungsprozess von Migration und Integration rückte verstärkt das Miteinander als „Lebensfrage“ ins Zentrum.¹¹⁷ Das bundesweite Motto „Misch mit!“ der IKW 2009 galt der *Ostthüringer Zeitung* zufolge auch als Aufforderung für die in Gera lebenden 3.000 Ausländer*innen und Spätaussiedler*innen, „sich einzumischen“ und gerade in dieser Zeit für eine Gesellschaft einzutreten, die sich an Freiheit und Frieden orientiert.“¹¹⁸ Rassismus im Alltag ist bei der IKW in Gera ein wiederkehrendes Thema, so bei den Workshops *Beratung und Begleitung von Betroffenen rechtsextremer Gewalt und rassistischer Diskriminierung – Handlungsmöglichkeiten und Netzwerke* (2010) oder *Alltagsrassismus – Der alltägliche Rassismus* (2012).¹¹⁹ Man kann also auch für Gera vom Aufbauversuch einer „Kultur der Zugehörigkeit“ sprechen. Und in Formaten wie ‚*Lebensgeschichte: Gesprächsrunde am Samowar*‘ rückten wie in Offenbach die individuellen Dimensionen kultureller und migrationsbedingter Erfahrungen in den Mittelpunkt, wenn beispielsweise Gul Mohammed *Mein Afghanistan* vorstellte oder Diaa Alfaraj aus Aleppo seine neue Heimat Deutschland mit und durch Gera beschrieb.¹²⁰ Afghanistan und Syrien lagen nicht mehr irgendwo anders, sondern waren jetzt Teil von Gera.

In den 2010er-Jahren gehörte Interkulturalität zur Stadt; Kultur wurde damit zu einer Ressource, die eingesetzt, gebraucht und verteidigt werden kann. Dies gilt selbst im Einsatz von Stereotypen, wie die Auftaktveranstaltung *Improtheater-Match: Kuhschweizer: Sauschwaben* der IKW 2015, die die Stadt Konstanz in Kooperation mit der Schweizer Grenzstadt Kreuzlingen organisierte, eindrücklich zeigte. Die Bühne war ein Fußballfeld und Akteur*innen aus Deutschland und der Schweiz brachten den Zuschauer*innen „auf spielerische Weise die auf beiden Seiten der Grenze vorherrschenden Klischees näher.“¹²¹ Letztere wurden weder dafür eingesetzt, um sie abzubauen, noch um sie zu hinterfragen. Sie wurden vielmehr schlicht

115 Stadtarchiv Gera (StG), Akten der Stadtverwaltung: Abteilung E ab 1990, Programmheft „Gemeinsamkeiten finden – Unterschiede feiern!“. Interkulturelle Woche in Gera 2014, 20.9.–4.10.; siehe auch ebd., Programmheft „Vielfalt. Das Beste gegen Einfalt“. Interkulturelle Woche Gera 2015, 19.9.–2.10.

116 Ebd., Programmheft „Gemeinsamkeiten finden – Unterschiede feiern!“. Interkulturelle Woche in Gera 2014, 20.9.–4.10.2014.

117 N. N., Mitmischen. Gera präsentiert sich zur 19. Interkulturellen Woche bunt und vielfältig, in: *Ostthüringer Zeitung*, 22.9.2009.

118 Ebd.

119 StG, Akten der Stadtverwaltung: Abteilung E ab 1990, Programm „Zusammenhalten – Zukunft gewinnen“. Interkulturelle Woche Gera 2010, 20.9.–4.10.; ebd., Programm „Herzlich Willkommen – wer immer du bist“. Interkulturelle Woche 2012, 17.9.–21.9.

120 StG, Programmhefte Interkulturelle Woche 2006, 2015 und 2016.

121 StK, Sammlungen, Stadt- und Personengeschichtliche Dokumentation Z XII, Interkulturelle Woche Konstanz/Kreuzlingen, 24.9.–4.10.2015, 1.

aktiviert, um in Kommunikation und Partizipation zu treten. Kultur ist hier in Form von Klischees verfügbar und kann nach Bedarf abgerufen werden oder auch nicht. In Anbetracht einer kulturellen Konstellation in einer Einwanderungsgesellschaft, die ermöglicht, dass Orte, Praktiken, Dinge und Stereotype – wie Klischees über Schweizer und Deutsche und eine Fladen backende türkische Bäuerin – verwendet und durchdacht eingesetzt werden können, ist es nur zu verständlich, dass sich die Integrationsbeauftragte Elke Cybulla fragte, wohinein man sich denn noch integrieren solle. Obwohl sie die IKW 2019 gar nicht mehr koordinieren wollte, bescherte ihr gerade ihre letzte IKW das schönste Erlebnis aller bisherigen Wochen, nämlich mit der Auftaktveranstaltung *Konstanz – International* am 28. September 2019 im Konzil. Sie war an die Stelle des Straßenfestes *Agora – Marktplatz der Kulturen* getreten. Seither stellen sich in einer ganztägigen Veranstaltung im Konzil interkulturelle Initiativen und Vereine vor, außerdem findet ein Vortrag mit anschließender Podiumsdiskussion statt.¹²² Dieses Format habe ihr gezeigt, so Cybulla, dass man doch alles zusammenbringen könne, was eine IKW ausmache:

„Wir hatten den großen Saal im Konzilgebäude und der Herr Hölzel hat uns unglaublich super unterstützt. Alle, die wollten, hatten einen Stand, die gingen ringsherum, Informationsstände, Essensstände. Wir durften im Konzil selber catern. Er hat uns Teller und alles Besteck zur Verfügung gestellt, kein Plastik und keine Papierteller, [...] wir mussten nichts abwaschen. Es war großartig. Wir mussten es zwar bezahlen, aber egal. Und dann hatten wir eine Diskussion über Mehrsprachigkeit in der Stadtgesellschaft. Wie sieht das aus, was braucht es eigentlich dafür? Es war eine Fishbowl-Veranstaltung mit verschiedenen Personen, z. B. Wissenschaftlern von der Uni, einem Apothekenmitarbeiter aus Konstanz, dann hatten wir Dr. David Tchakoura, den Integrationsbeauftragten für Flüchtlinge, der seine beiden Kinder mehrsprachig erzieht. Wir hatten da also eine schöne Besetzung und die Besucher konnten da ja rein. Wir saßen mitten im Konzil. Vorher gab es Musikveranstaltungen auf der Bühne, Moderationen und so, ganzes Bühnenprogramm. Dazwischen aber auch so ein Thema, mit dem man sich beschäftigen konnte. Und das ist für mich die Idealform.“¹²³

Was Elke Cybulla hier als die ideale Form einer Veranstaltung der IKW beschreibt, hat auf theoretischer Ebene mehr als hundert Jahre zuvor Georg Simmel am Ende seines Beitrags über Geselligkeit auf dem Deutschen Soziologentag 1910 pointiert als die „ideale soziale Situation“ festgehalten. In dieser ist das Thema – in unse-

122 StK, Sammlungen, Stadt- und Personengeschichtliche Dokumentation Z XII, Interkulturelle Woche Konstanz/Kreuzlingen 27.9.–6.10.2019, 5.

123 Interview mit Elke Cybulla am 29.6.2020.

rem Falle die Interkulturalität, die IKW – „nicht um seines Inhalts, sondern um des Geselligkeitsinteresses willen vorgebracht“:

„Es ist damit nicht nur ein Inhalt gegeben, an dem alle gleichmäßig teilhaben können, sondern es ist die Gabe eines einzelnen an die Gesamtheit, aber eine solche, hinter der der Gebende sozusagen unsichtbar wird: die feinste, gesellig erzählte Geschichte ist die, bei der der Erzählende seine Person völlig zurücktreten lässt; die ganz vollendete hält sich in dem glücklichen Gleichgewichtspunkt der sozusagen geselligen Ethik, in dem sowohl das subjektiv Individuelle wie das objektiv Inhaltliche sich völlig in den Dienst an der reinen Geselligkeitsform aufgelöst haben. Es ist hiermit angedeutet, dass die Geselligkeit die Spielform auch für die ethischen Kräfte der konkreten Gesellschaft ist.“¹²⁴

6. Schluss

Die *Interkulturelle Woche* (IKW) ist von ihren Anfängen bis heute ein Veranstaltungsformat, in dem Stereotype und andere Formen kultureller Verallgemeinerungen entweder aufgebrochen oder in Verhandlung gebracht werden. Und tatsächlich muss man Letzteres auf besondere Weise betonen. Denn die Geschichte der IKW – angefangen beim Aufgreifen von Themen wie Arbeit, Isolation, Solidarität, über kulturelles Verstehen, Fragen nach der Herkunft, Antirassismus, Essen, Geselligkeit, Flucht oder Individualität bis hin zur Kultur der Zugehörigkeit vor Ort – ist eine von Wandel und Transformationen bestimmte Integrationsgeschichte. Dabei blieb die Rahmung des Formats selbst – Zusammenkommen, Begegnung und Interkulturalität – unverändert. Die Geschichte der IKW zeigt uns für West- wie für Ostdeutschland, dass die Praxis der Integration und des Zusammenlebens in Deutschland weitaus transformativer und weiter war und ist als die einschlägigen Debatten. Die Grundlage hierfür liegt darin, dass es in der IKW vor jeder kulturellen oder politischen Frage symbolisch wie auch organisatorisch-praktisch darum geht, was jemand gegeben hat und geben kann. Folklore, Kultur, Selbstbeschreibungen und Stereotype sind in den Formen der IKW Mittel und Werkzeuge für eine transformative Leistung, eine gesellschaftliche Übereinkunft. Eine Übereinkunft, welche wirkliche Rassist*innen wie Björn Höcke im Mark trifft und in früheren Jahren auch andere mit vergleichbarem politischem Einschlag getroffen hat. Und genau hier zeigt sich eine Stabilität der deutschen Einwanderungsgesellschaft, die sich dringend ihrer eigentlichen Stärke, ihrer Geschichte, ihrer Kraft gegen aktuelle rassistische sowie gegen kontextlose antirassistische Diskurse bewusst werden muss, indem sie

124 Simmel, *Geselligkeit*, 2019, 66.

sich die Wirkkraft und die informelle Geschichte der Integration, die von persönlichen Kontakten und zwanglosem Zusammenkommen geprägt ist, vor Augen führt: nämlich eine lange Geschichte der Gabe und Gegengabe. Dass diese Geschichte nicht ohne wechselseitige Verletzungen, Zumutungen, mitunter Diskriminierungen und Überheblichkeiten stattgefunden hat, ist nicht in Abrede zu stellen. Das Zusammenkommen von Menschen mit unterschiedlichsten Hintergründen von 1975 an, anfangs in rund 70 und heute in 500 Städten mit 5.000 Veranstaltungen, bei denen unentwegt für das Zusammenleben geworben wird, wegen des Gebrauchs von Stereotypen und Klischees des Rassismus zu verdächtigen, ist bar jeden Alltags- und Wirklichkeitsbezugs. Was sollte das für ein Rassismus sein, in dessen Zentrum die Begegnung, der Kontakt und das Zusammenkommen stehen? Es müsste ein verdammt wohlmeinender Rassismus sein.¹²⁵ Wahrscheinlich haben rechtsextreme Parteien und Vereine deshalb bis heute keine IKW organisiert oder ausgerichtet.

Frei von Polemik lassen sich aus der vorgelegten Geschichte der IKW folgende Schlüsse für eine Einwanderungsgesellschaft und deren sich wandelnde Semantiken und Gebrauchsweisen von Begriffen ziehen:

- Erstens: keine Angst vor Stereotypen. Die Geschichte und das Format der IKW lehren uns, dass nicht die Stereotypisierungen das Problem sind, sondern vielmehr, wenn diese nicht in einen Verhandlungs- oder dialogischen Prozess der Gesellschaft überführt werden.
- Zweitens: Die Fragen in einer immanent gewordenen Einwanderungsgesellschaft können sich nicht mehr um kulturelle Differenzen drehen. Vielmehr gilt es, die entstandenen kulturellen Ressourcen wahrzunehmen. Bei diesen Ressourcen handelt es sich um materielle und immaterielle Güter, die etwas Allgemeines oder Individuelles den Bedürfnissen entsprechend befördern und vitalisieren. Eine ressourcenorientierte Frage in einem immateriellen Kontext könnte lauten: Was haben Religionen an Menschlichem befördert?¹²⁶ Oder in einem materiellen Zusammenhang: Mit welchen Ressourcen kann sozialer Ungleichheit im Alltag begegnet werden?
- Drittens: In und durch die Geschichte der IKW zeigt sich eine Geschichte der niederschweligen Verhandlungsform der Migration in der Bundesrepublik, die über die Diktion einer „Kultur der Zugehörigkeit“ zu einer immanenten Einwanderungsgesellschaft geführt hat. Das ist einerseits eine positive Entwicklung, andererseits ist offen, wie neue kulturelle Ressourcen entdeckt oder alte wiederentdeckt werden können. Das heißt, wie ihre Entwicklung, ihre Prägungen

¹²⁵ Levent Tezcan spricht in vergleichbaren Zusammenhängen von „nettem Rassismus“. Levent Tezcan, *Alles Rassismus? Ressentiment in der Einwanderungsgesellschaft*, Konstanz 2024, 155 f.

¹²⁶ Jullien, *Es gibt keine kulturelle Identität*, 2017, 67 f.

sichtbar gemacht und in Verhandlung gebracht werden können, wenn etwa Fragen nach der Herkunft oder der Gebrauch von Stereotypen von vornherein als problematisch eingestuft werden. In der Forschung und im Feuilleton beliebte Begriffe wie Transkulturalität, Postmigration und Hybridität werden hier nicht helfen, noch weniger der aktuell betriebene antirassistische Diskurs, erstens weil die IKW keine Feuilleton-Veranstaltung ist und zweitens die Begegnung, der Kontakt, das Gegebene, Angenommene und Zurückgegebene im Zentrum stehen.¹²⁷ Laut der ehemaligen Integrationsbeauftragten und aktuellen Vorsitzenden des Interkulturellen Vereins der Stadt Gera, Evelyn Fichtelmann, sprechen diese Begriffe Intellektuelle an: „[...] die *Interkulturelle Woche* hat letztendlich das Ziel, Wirkung auch im Alltag zu entfalten, für Normalbürger“.¹²⁸ Hier gilt es allerdings, zu fragen, ob und wie die IKW neben den Veranstaltungen und der Vereinsarbeit tatsächlich im Alltag weiterwirkt. Dies ist ein wichtiges Forschungsdesiderat, das uns zu einer breiteren Aufarbeitung der niederschwellig arbeitenden und wirkenden soziokulturellen Wirkungsgeschichte der Migration und ihrer Folgen auffordert. Die IKW ist nur einer von vielen Schlüsseln, um Zugänge zum Alltag der Migrations- und bundesrepublikanischen Gesellschaft und ihrer Genese zu öffnen.

- Viertens: Die Niederschwelligkeit der IKW und ihre Politik der Soziabilität sind gesellschaftlich relevant, weil sie durch ihr Format den Härten von Integrations- und populistischen Debatten sowie den überhitzten, entkontextualisierenden Rassismusdebatten eine soziale Verflüssigung der Themen entgegensetzen. Während Individuen wie Kollektive ihre Probleme selbstbezüglich und affektiv übertreiben, wirkt in der IKW ein Prinzip der Soziabilität, das weder einem Individuum oder einer Gruppe noch einem Thema die Oberhand überlässt. Das ist die Grundlage ihrer niederschwelligen transformatorischen Kraft. Ihr zentraler Operationsnexus hierfür ist, dass Begriffe sich in der Praxis bewähren müssen. Aus diesen Erkenntnissen könnten sich Impulse und neues Wissen für die IKW, aber auch für andere Formate des kulturellen Austauschs ergeben. Wo liegen noch Potenziale einer Politik der Soziabilität, die helfen könnten, die Kakophonie und Krisen unserer Zeit in Formen des Gesprächs zu übersetzen und das Bewusstsein dafür zu schärfen, dass in Alltags- und interkulturellen Situationen mehr Zusammenhänge, Kontexte und Motivationen des Kennenlernens liegen, als man glaubt?

127 Siehe Interview mit Evelyn Fichtelmann am 8.7.2020.

128 Ebd.